

Vergangenheit und Gegenwart in Wort und Bild



GÜTERSLOHER BEITRÄGE

Nr. 88 | 2020

zur Heimat- und Landeskunde



ECKHARD MÖLLER

Soziokultur ist zunächst einmal links!?

WOLFGANG HEIN

Der alte jüdische Friedhof in Gütersloh

JOHANNES W. GLAW

Zeugnisse des Glaubens | Historische Grenzsteine
in Gütersloh | Aus dem Heimatverein Gütersloh:
10 Jahre „Arbeitskreis Archäologie“

NORBERT ELLERMANN, RUDOLF HERRMANN

Als „Der weiße Tod“ in Gütersloh herrschte

LUDGER OSTERKAMP

Mit Westerfrölke in die Alpen

KARIN SPORER

Henze Herbst 2020

DANIELA DAUS

Kultur in Corona-Zeiten

FRANZ JUNGBLUTH

Das Stadtmuseum im Coronajahr 2020



**WIR FINDEN
FÜR SIE
DEN RICHTIGEN WEG.**



Steuerberatung

Wirtschaftsprüfung
Unternehmensberatung

Güterloh 1 · Hannover-Linden 3 · Leipzig

WRG Gütersloh
Kaldertstraße 4 | 33330 Gütersloh

Telefon 0 52 41 87 05 - 0
Telefax 0 52 41 87 05 - 47

www.wrg-group.de
info@wrg-group.de



WRG

Tax GmbH
Steuerberatungsgesellschaft

Vergangenheit und Gegenwart in Wort und Bild

GÜTERSLOHER BEITRÄGE

zur Heimat- und Landeskunde

Inhalt

Soziokultur ist zunächst einmal links!?, von Eckhard Möller	5 - 28
Der alte jüdische Friedhof in Gütersloh von Wolfgang Hein	29 - 33
Zeugnisse des Glaubens von Johannes W. Glaw	35 - 41
Historische Grenzsteine in Gütersloh von Johannes W. Glaw	43 - 46
Als „Der weiße Tod“ in Gütersloh herrschte von Nobert Ellermann und Rudolf Herrmann	47 - 55
Mit Westerfröle in die Alpen von Ludger Osterkamp	56 - 60
Henze Herbst 2020 von Karin Sporer	61 - 66
Kultur in Corona-Zeiten von Daniela Daus	67 - 72
Aus dem Heimatverein Gütersloh: 10 Jahre „Arbeitskreis Archäologie“ von Johannes W. Glaw	73 - 76
Das Stadtmuseum im Corona-Jahr 2020 von Franz Jungbluth	77 - 82

Impressum

Herausgeber:
Heimatverein Gütersloh e.V.
Kökenstr. 7-11a, 33330 Gütersloh
Tel.: 05241 26685,
www.heimatverein-guetersloh.de;
1. Vorsitzender: Giesbert Nunnenmann

Redaktion: Dr. Franz Jungbluth,
Stadtmuseum Gütersloh,
www.stadtmuseum-guetersloh.de

Lektorat und Schlussredaktion:
Johannes W. Glaw

Grafik: G&D WISSELD, Gütersloh
Druck: Gieslermann Druck und
Medienhaus GmbH & Co. KG, Bielefeld

Zuschriften und Manuskripte bitte
an den Herausgeber.
Nachdruck nur mit Quellenhinweis
und Genehmigung des
Herausgebers.

Editorial

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,
liebe Mitglieder und Freunde des Heimatvereins Gütersloh,

dieses Heft und seine Redaktion widmen sich meist eher der Geschichte und Kultur unserer Stadt, als dem Blick in die Zukunft. Aber gegen Ende des „Corona-Jahres“ können wir doch die Prognose wagen, dass in 50 oder 100 Jahren künftige Historikerinnen und Museumsmacher auf das Jahr 2020 zurückblicken und ihm mehr als eine Ausstellung und Veröffentlichung widmen werden. Die Einschränkungen, die im Frühjahr fast zwei Monate das öffentliche Leben lahmgelegt haben, verdienen schon jetzt das Wort „historisch“. Eine flächen-deckende Schließung von Schulen und Kindergärten, von Kultur- und Bildungseinrichtungen und von einem Großteil der Betriebe und Geschäfte haben wir in Deutschland seit Ende des Zweiten Weltkriegs bisher nicht erlebt!

Auch die Aktivitäten von Heimatverein und Stadtmuseum blieben davon nicht unberührt: Die Veranstaltungen, Fahrten und Ausflüge des Vereins mussten ab März abgesagt werden. Das Stadtmuseum blieb während der beiden „Lock-downs“ geschlossen und hat den Besuchsbetrieb erst nach längeren Vorarbeiten für ein Sicherheits- und Hygienekonzept wieder aufnehmen können - allerdings aufgrund des erhöhten Personalaufwands und der engen Räumlichkeiten mit eingeschränkten Öffnungszeiten und reduzierten Führungsangeboten (siehe den Artikel am Heftende). Diese Einschränkungen sind für uns bitter, haben wir unsere Lage im Herzen der Innenstadt doch immer auch als Verpflichtung angesehen, möglichst viele Angebote für die ganze Stadt zu machen und in den Museumshäusern Jung und Alt die Begegnung mit Kultur und Geschichte zu ermöglichen. Andererseits sprechen nicht nur die baulichen Voraussetzungen im denk-

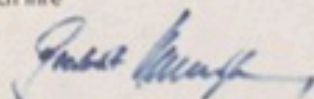
malgeschützten Museum für ein sehr vorsichtiges „Hochfahren“ des Betriebs, sondern auch die Verantwortung gegenüber unserem überwiegend ehrenamtlichen Aufsichtspersonal!

Wie der städtische Fachbereich Kultur mit teilweise ungewöhnlichen Aktionen auf den „Kulturschock“ durch Corona reagierte und andere Akteure in der Stadt unterstützt hat, lesen Sie ebenfalls in diesem Heft. Außerdem blickt das Theater auf den lange - und mit Beteiligung des Stadtmuseums - geplanten „Henze Herbst“ zurück, der durch die Pandemie anders stattfinden musste als ursprünglich vorgesehen.

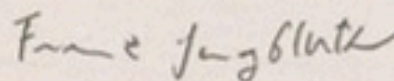
Wie gewohnt finden Sie im Anschluss zahlreiche Beiträge rund um die Gütersloher Stadtgeschichte, deren Bandbreite von Bildstöcken und Grabsteinen der frühen Neuzeit über eine Episode aus der Nachkriegszeit bis hin zu den Anfängen des Bürgerzentrums Alte Weberei reicht.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und hoffen, dass die Rahmenbedingungen 2021 wieder deutlich zahlreichere Gelegenheiten für einen Besuch im Stadtmuseum oder ein Veranstaltungsprogramm des Vereins erlauben werden.

Herzlich Ihre



Giesbert Nunnenmann, Vorsitzender



Franz Jungbluth, Museumsleiter



**KLIMASCHUTZ.
UNSERE VERANTWORTUNG.**

➔ Verantwortung für die Umwelt? Die übernehmen wir gern. Wir setzen auf alkoholfreien Druck und produzieren Ihren Auftrag mit FSC[®]-, PEFC-zertifizierten Papieren und klimaneutral. Ihre Entscheidung und unser Handeln: gemeinsam für den Klimaschutz.



Hans Gieselmann Druck und Medienhaus GmbH & Co.KG
Ackerstraße 54 | 33649 Bielefeld | Telefon: 0521 94609-0
www.gieselmanndruck.de



Soziokultur ist zunächst einmal links!?

EIN THESENPAPIER MIT HISTORISCHEM RÜCKBLICK

von Eckhard Möller

Drei Satzzeichen am Ende einer Überschrift - das bedarf einer Erklärung.

Das Ausrufezeichen soll stehen für das Selbstverständnis der Protagonist*innen der soziokulturellen Bewegung der 1970er- und 1980er-Jahre in der Bundesrepublik Deutschland. Sie hätten jedes Ansinnen, sie nicht ‚irgendwie‘ als links zu charakterisieren empört zurückgewiesen, ihre Positionierung gegen die etablierte und als verkrustet empfundene Kultur in den traditionellen staatlichen und städtischen Einrichtungen vom Museum bis zum Theater betont und nicht zuletzt darauf hervorgehoben, dass sie ihre Forderungen in kommunalpolitischen Auseinandersetzungen stets gegen die konservativen als rechts wahrgenommenen Parteien durchsetzen mussten.

Das Fragezeichen kann nur aus einem Rückblick auf die soziokulturellen Bewegungen dieser Zeit erklärt werden. Zunächst ist darauf zu verweisen, dass sich bei weitem nicht alle Protagonist*innen als explizit links verstanden oder bereit gewesen wären, sich von einem sozialdemokratischen oder sozialistischen Kultur-

verständnis vereinnahmen zu lassen, das sie oftmals zu nah an der Hochkultur orientiert sahen. In ihren politischen Grundvorstellungen waren sie libertär - von Einflüssen des Liberalismus und Anarchismus geprägt und deutlich anti-etatistisch eingestellt, wenngleich sie ihrerseits finanzielle Forderungen an die öffentliche Hand richteten. Auch wenn sie sich zugleich gegen die vom Markt dominierte Unterhaltungsliteratur stellten, - so der ehemalige Frankfurter Kulturdezernent Hilmar Hoffmann - war dieses Konzept prinzipiell offen für Konzepte der Deregulierung der Gesellschaft (Hoffmann, S. 58/59).

Der Punkt schließlich steht am Ende eines Aussagesatzes, den dieses Thesenpapier in zwei Schritten belegen will. Im ersten wird auf die theoretischen Grundlagen und den Verlauf der soziokulturellen Diskussionen in der Bundesrepublik Deutschland eingegangen, im zweiten dann der Versuch unternommen, an Hand der Webereizeitungen der Jahre 1984 bis 1995 einerseits nachzuzeichnen, wie weit die ‚Alte Weberei‘ den soziokulturellen Ansprüchen genügt hat und andererseits aufzuzeigen, welche theoretischen Debatten zur Soziokultur geführt worden sind.

Soziokultur in der Bundesrepublik Deutschland

1. Soziokultur und „Kultur für alle“

Der langjährige Nürnberger Kulturdezernent Ulrich Glaser und Thomas Röbbke verweisen darauf, dass Soziokultur sich nicht als Gegenmodell zur sogenannten „Hochkultur“ verstehe. Vielmehr gehe es ihr darum, den demokratischen Zugang zur Kunst auch für Menschen zu erleichtern, die sich bislang nicht an sie herangewagt

Soziokulturelle Zentren waren eine Forderung der neuen sozialen Bewegungen, die ab Ende der 1970er-Jahre auch der Anti-Atom-Bewegung und der Friedensbewegung neue Impulse gaben.

Bild: Mummelgrummel CC-BY-SA 4.0



hätten (Glaser/Röbbke, S.9). Folgt man dieser These, ist Soziokultur nicht viel mehr als die Umsetzung des sozialdemokratischen Konzeptes „Kultur für alle“, das sich in den 1970er-Jahren auch die etablierten Kultureinrichtungen auf die Agenda gesetzt hatten und in dessen Folge sie sich bemühten, einerseits neue bis dahin wenig kulturaffine Schichten als Besucher zu gewinnen und andererseits neue, bis dahin der sogenannten Hochkultur eher fremde Angebote zu machen. Dann wäre auch zu diskutieren, wie dieses Konzept realisiert werden soll. Dazu verweist Eckard Haller

auf die notwendige theoretische Grundlegung der kulturpolitischen Arbeit und nennt ausdrücklich den Schriftsteller Peter Weiss, dessen dreibändiger Roman „Die Ästhetik des Widerstands“ in den 1980er-Jahren in selbstorganisierten Lesekreisen, die zweifellos der Soziokultur zuzurechnen sind, rezipiert wurde. Die Beschäftigung der Protagonisten des Romans mit Werken der Malerei (Picasso: Guernica, Gericault: Floß der Medusa), der Bildhauerei (Pergamonaltar) und mit Literatur (Dante, Brecht) galt als exemplarisch dafür, wie Kunst und Kultur denjenigen zugänglich gemacht werden könnten, denen ein Zugang durch soziale und Bildungsschranken verwehrt geblieben war.

Letztlich blieb aber in dem Konzept „Kultur für alle“ die Beziehung zwischen Kulturanbietern und -schaffenden und den Rezipienten eine Einbahnstraße. Die Zuschauer*innen einer Theatervorstellung, die Zuhörer*innen eines Konzertes oder die Besucher*innen einer Ausstellung blieben Konsumenten des Angebotes, das ihnen von den Experten in den Kultureinrichtungen gemacht wurde.

2. Vorläufer der Soziokultur

In Anlehnung an Horst Groschopp verweist Tobias J. Knobloch darauf, dass die sich in den 1970er- und 1980er-Jahren etablierende Soziokultur Vorläufer gehabt habe (Knobloch, S. 12 f.). Vor allem wird man an das entwickelte kulturelle Leben im Umfeld der Arbeiterbewegung, ihrer Parteien und der Gewerkschaften denken. Eigene Gesangsvereine, die eine andere Liedtradition als die bürgerlichen Männergesangsvereine pflegten, eigene Kapellen, die nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zu politischen Agitation aufspielten, und in geringerem Maße auch Laien-

Theatergruppen waren ein fester Bestandteil dieses gesellschaftlichen Milieus, das im Nationalsozialismus zerschlagen wurde und nach dem Ende des 2. Weltkriegs keine Bedingungen für eine Wiederbelebung mehr fand. Hinzu traten Vereine, deren Ziel es war, den Arbeiter*innen einen Zugang zu den Angeboten des bürgerlichen Kulturbetriebs zu verschaffen. Als Merkmale dieser frühen Soziokultur nennt Knobloch die Staatsferne, die vereinmäÙige Organisation, einen sozialen Impetus, der aus dem Bedürfnis nach Milderung der sozialen Gegensätze resultierte und auf Hilfe zur Selbsthilfe zielte sowie eine Betonung bildender gegenüber unterhaltenden Angeboten (Knobloch, S. 13).

Da die von Knobloch genannten Merkmale notwendige Voraussetzung für den soziokulturellen Charakter der Vorläufer der modernen Soziokultur sind, verbietet es sich, die im Umfeld der katholischen Kirche nach dem Kulturkampf entstehenden kulturellen Vereine diesen Vorläufern zuzurechnen. Zwar zeichneten auch sie sich durch eine große Staatsferne aus, dafür waren sie aber eng an die kirchliche Hierarchie gebunden, sodass ihnen jeder emanzipatorische Anspruch fehlte. Vielmehr waren sie darauf gerichtet, ihre Mitglieder gegen konkurrierende Angebote, die auf Emanzipation und Selbstbestimmung zielten, fest in die Strukturen der Kirche einzubinden.

3. Soziokultur und „Neue soziale Bewegungen“

Doch zurück zur Soziokultur. Wesentliche Rahmenbedingung für ihre Entwicklung in den 1970er- und frühen 1980er-Jahren waren die „Neuen sozialen Bewegungen“, die als Ausfluss des gesellschaftlichen Aufbruchs der Jahre um 1968



entstanden (Behrens, S. 64). Zu nennen sind vor allem

- die Frauenbewegung, die sich von der klassischen bürgerlichen und an der Arbeiterbewegung orientierten Frauenbewegung abgrenzte und die Gender-Frage als Kern der Emanzipation betrachtete,
- die Jugendzentrumsbewegung, die neue Treffpunkte für junge Menschen forderte, weil die Angebote in den kirchlich getragenen Jugendheimen mit den zu beachtenden Moralvorstellungen als verstaubt galten und auch städtische Jugendzentren mit ihrem Angebot oft weit entfernt waren von veränderten Bedürfnissen Jugendlicher,
- die Ökologiebewegung mit der gegen die Nutzung der Kernkraft gerichteten Anti-AKW-Bewegung als ihrem sichtbarsten Kern, die mit, dem Fortschrittsoptimismus und dem Glauben an die Beherrschbarkeit jedweder Technologie brach, der bürgerliche wie sozialistische Zukunftsvisionen geprägt hatte und
- die Friedensbewegung, deren Ursprünge zwar bis in die Bewegung gegen die Wiederbewaffnung in den 1950er- und die Ostermarschbewegung der 1960er-Jahren zurückreicht, im ersten Jahrzehnt der 1980er-Jahre aber zu einer breiten Massenbewegung anwuchs, in der politisch und weltanschaulich gegensätzliche Gruppen kooperierten.

Zu den ‚Neuen sozialen Bewegungen‘ kann auch die Hausbesetzerszene gerechnet werden, die vor allem in Groß- und

Universitätsstädten gegenwärtig war. In ihr verband sich der soziale Protest gegen eine Wohnungsbaupolitik, die einen eklatanten Mangel an Wohnraum erzeugt hatte, mit der Kritik an einer Stadtplanung, die glaubte durch die Vernichtung von vor allem gründerzeitlicher Bausubstanz einen Beitrag zur Sanierung - wörtlich: Heilung - der Städte leisten zu können.

Zugleich entwickelte sich auch eine neue kulturelle Szene, die sich von der kritisch betrachteten Hochkultur in den etablierten Kultureinrichtungen mit ihrem professionellen Personal ebenso abgrenzte wie von der vereinsmäßig organisierten Volkskulturszene, die von Laien und Dilettanten im Wortsinn, also aus Spaß an der Freude Agierenden, geprägt war. Ebenso blickten sie kritisch auf den von der Kulturindustrie geprägten kommerziellen Kulturbetrieb, dessen Impulse - in der Musik sind der Rock und der Pop zu nennen - sie gleichwohl aufgriffen und für sich nutzten. In diesem Kontext zu nennen sind unter anderem

- freie Theatergruppen, die Werke aufführten, die in den etablierten Theatern links liegen gelassen waren, und neue Regiekonzepte entwickelten,
- freie Künstler*innengruppen, die versuchten, die Isolation der bildenden Künstler in Einzelateliers zu überwinden und Verkaufsstrategien ohne den Kunstmarkt zu entwickeln und auch
- Geschichtswerkstätten, die sich auf die Suche nach traditionellen Quellen begaben und Zeitzeugen interviewten, um in den Stadtgesellschaften verschüttete oder tabuisierte Themen aufzugreifen.

Nicht zuletzt gehörten zu dieser kulturellen Szene auch Liedermacher und Gruppen der Folkmusik, die vergessene Volkslieder aufspürten, die von Konflikten mit Obrigkeit und Kirche und Widerständigkeit der Menschen zeugten.

Ein zentraler Bestandteil des Selbstverständnisses der Aktiven in den ‚Neuen sozialen Bewegungen‘ und auch in der soziokulturellen Arbeit waren Selbstorganisation außerhalb nicht nur des Kulturbetriebs, sondern auch außerhalb von Großorganisationen, die als zu etabliert und zu verfestigt empfunden wurden, um sich in ihnen entfalten zu können, und Selbstverantwortung (Behrens, S. 61). Dazu kam die Offenheit der Gruppen für neue Mitstreiter*innen, ob diese nun nur hereinschnuppern wollten oder langfristiges Engagement anstrebten. Ebenso wurde die Überwindung der genannten Einbahnstraßenbeziehung zwischen Kulturangebern und -rezipienten angestrebt. Es sollte ein Wechselverhältnis entstehen, das in der heutigen Sprache wohl als bidirektional bezeichnet werden würde.

Den Gruppen der Neuen sozialen Bewegung und den Akteur*innen der Soziokultur fehlte es in den meisten Fällen an Räumlichkeiten, sich zu treffen und eine langfristige Arbeit zu betreiben. Das betraf sowohl die Möglichkeiten, sich in der Freizeit außerhalb kommerzieller Angebote zu treffen, als auch Räume für die Treffen der Gruppen der Neuen sozialen Bewegung, Proberäume für Chöre und Bands und Atelierräume für bildende Künstler zu finden. Nicht zuletzt fehlte es auch an geeigneten Räumlichkeiten für Auftritte und Ausstellungen. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die Forderung nach Neunutzung von durch den industriellen Strukturwandel leerstehenden Immobilien

als ‚Soziokulturelles Zentrum‘ ein Kristallisationspunkt werden konnte, mit dem die gesellschaftliche und politische Öffentlichkeit einer Stadt zum Tanzen gebracht werden konnte. War die Forderung nach einem ‚Soziokulturellen Zentrum‘ erst einmal durchgesetzt, entwickelte dieses seine eigenen Strukturen und konnte sich im kommunalen Kulturbetrieb etablieren.

4. Ende der (traditionellen) Soziokultur?

Wenn eine der Entstehungs- und Existenzbedingungen von Soziokultur und soziokulturellen Zentren ihre Verbindung mit den ‚Neuen sozialen Bewegungen‘ war, stellt sich die Frage, ob nach deren Abflauen oder Verschwinden noch von Soziokultur gesprochen werden kann. So spricht Tobias J. Knobloch schon 2001 davon, dass die emanzipatorischen Impulse - vielleicht notwendig - nicht mehr spürbar seien. Weitergehend stellt er sogar die Frage, ob die unter veränderten gesellschaftlichen und finanziellen Rahmenbedingungen erfolgte Institutionalisierung und Professionalisierung ihr [der Soziokultur, EM] rebellisches Element gezähmt (Knobloch, S. 11) habe. Noch etwas schärfer fasst Christoph Behnke diese Entwicklung, wenn er davon spricht, die Institutionalisierung und Etablierung der Soziokultur habe auf den Weg von der Selbstverwaltung zum Sozialmanagement geführt und soziokulturelle Zentren zu einem kundenorientierten Anbieter kultureller Dienstleistungen und betriebswirtschaftlich kalkulierten Non-Profit-Unternehmen (Behnke, S. 64) werden lassen. Auch wenn diese Entwicklungen von denen, die in den 1970er- und 1980er-Jahren oft gegen heftige Widerstände die Gründung soziokultureller Zentren durchsetzten, bedauert und als ein Verlust von Identität beklagt werden mag

- vielleicht ist sie doch ein Ausdruck eines Erfolgs. Ins Positive gewendet könnte von der Einlösung dessen, was sie sich programmatisch vorgenommen (Knobloch, S. 11) hatten, gesprochen werden und von seiner Etablierung im bunten und vielfältiger gewordenen kulturellen Leben des Landes, als weitere „Säule“ des kulturellen Lebens einer Stadt.

Vielleicht ist die Skepsis gegenüber diesem Erfolg bei manchem altgedienten Akteur der ‚Neuen sozialen Bewegungen‘

oder der soziokulturellen Arbeit der Erinnerung an die Schriften eines der Theoretiker geschuldet, der für die Vordenker der Konzepte von Soziokultur am Ende der 1960er-Jahre prägend war. Herbert Marcuse sprach 1964 davon, dass die in der kapitalistischen Gesellschaft praktizierte Toleranz ihren befreienden Charakter verloren habe. Vielmehr diene, was heute als *Toleranz verkündet und praktiziert wird, in vielen seiner wirksamsten Manifestationen den Interessen der Unterdrückung.*



1975 stellte die Weberei „Greve & Güth“ nach 100 Jahren ihre Produktion ein. Das verfallene Gebäude sollte zunächst abgerissen werden.

Bild:
Stadtarchiv Gütersloh

Die (Alte) Weberei und die Soziokultur

1. Am Anfang war der Protest

Das soziokulturelle Zentrum ‚Alte Weberei‘ wurde am 13. Januar 1984 eröffnet, zu Beginn eines annus mirabilis für Gütersloh, in dem mit der Stadtbibliothek und der Mediothek am Evangelisch-Stiftischen Gymnasium zwei weitere bis heute prägende Institutionen ihren Betrieb aufnahmen und mit der Enthüllung des Gedenksteins an die Verbrechen gegen die jüdischen Gütersloher*innen während des Nationalsozialismus, zumeist verkürzend als Synagogengedenkstein bezeichnet, ein wichtiges Zeichen einer neuen Erinnerungskultur gesetzt wurde (Gütersloh-Chronik, S. 57-63).

Die Eröffnung des soziokulturellen Zentrums wäre allerdings nicht möglich gewesen, ohne ein vorangegangenes jahrelanges Engagement von Bürger*innen gegen den geplanten Abriss der Fabrikations- und Geschäftsräume der 1874 gegründeten Weberei Greve & Güth - immerhin die erste mechanische Weberei der Stadt -, die 1975 ihren Betrieb eingestellt hatte. Nach dem Ende einer Zwischennutzung reiften Ende der 1970er-Jahre Planungen der Stadtverwaltung, den gesamten Komplex abzureißen und dort Parkplätze anzulegen. Nur am Rande sei hier erwähnt, dass zehn Jahre später der mittlerweile pensionierte Stadtbaurat Helmut Krieg im Interview mit der ‚Webereizeitung‘ [im Folgenden: WZ] eingestand, dass der Erhalt des Gebäudes die richtige Lösung gewesen sei (WZ 4/1990, S. 10/11).

Gegen die Abrisspläne formierte sich 1979 im Aktionskomitee ‚Rettet die Fabrik‘

ein breit getragener Widerstand, der von unterschiedlichen Vereinen, Initiativen und Einzelgruppen getragen wurde. In Form und Charakter als ein loses und offenes Bündnis trug das Aktionskomitee alle Züge, die für die ‚Neuen sozialen Bewegungen‘ charakteristisch sind. In ihm verbanden sich verschiedene Interessen: In einer kritischen Reflexion der Stadtplanungspolitik wurde eine Wende zum Denkmalschutz und zum Erhalt alter Bausubstanz gefordert, erstmals nicht mehr nur getragen von bildungsbürgerlichen Kreisen und dem Heimatverein, sondern auch von jungen Gütersloher*innen. Diese verbanden die Forderung, *alte Architektur zu konservieren, ja sogar Industriegeschichte transparenter werden zu lassen, mit dem Plan, in der alten Weberei ein soziokulturelles Zentrum zu betreiben* (WZ 1/1984, S. 3), also nach Räumlichkeiten für freie Gruppen und selbstbestimmte Jugendarbeit, wie sie bereits 1972 und 1973 von der Jugendzentrumsbewegung artikuliert worden waren.

Man kann also davon sprechen, dass nicht nur ein soziokulturelles Zentrum gefordert wurde, sondern auch die Trägergruppen dieser Forderung - wenn man so will: die Geburtshelfer der ‚Alten Weberei‘ - typisch waren für Gruppen, die zur soziokulturellen Szene gerechnet wurden. Diese offene Form wurde jedoch, nachdem noch im Gründungsjahr des Aktionskomitees den Entscheidungsträgern im Rathaus ein Nutzungskonzept vorgelegt worden war, 1980 in eine vereinsmäßige Organisationsform umgewandelt. Beweggrund dafür war, der Stadt für die anstehenden Gespräche einen festen, nach den Regeln des bürgerlichen Rechts greifbaren Verhandlungspartner bieten zu können, ohne jedoch die Vorstellungen zur künftigen Nutzung aufzugeben.

Die sich bis 1982 hinziehenden Entscheidungsprozesse - 1981 stimmte der Rat mit den Stimmen von SPD und der noch sozialliberalen FDP dem Teilerhalt der Gebäude zu, 1982 wurden von der gleichen Mehrheit 2,25 Mio. DM für die Instandsetzung der Gebäude bewilligt - können ebenfalls als exemplarisch für die Wahrnehmung der ‚Neuen sozialen Bewegungen‘ und von soziokulturellen Initiativen betrachtet werden. Die konservativen Parteien fanden keinen Zugang zu ihnen, weder zu ihren Trägergruppen noch zu ihren Arbeitsweisen und Aktionsformen, und die Verwaltungen sahen ihre bislang unbestrittenen Kompetenzen hinterfragt und sich mit alternativen Konzepten konfrontiert, neue Wege für verschiedenen Felder der kommunalen Entwicklung aufzuzeigen.

Wie Soziokultur in der am 13. Januar 1984 eröffneten ‚Alten Weberei‘ gelebt und umgesetzt wurde, soll im Folgenden

dargestellt werden. Zuvor aber sind noch zwei Aspekte der Gütersloher Kulturpolitik im Vorfeld der Eröffnung der ‚Alten Weberei‘ zu nennen.

2. Vorläufer der ‚Alten Weberei‘

Das Drängen auf die Bereitstellung von Räumlichkeiten für soziokulturelle Arbeit war in Gütersloh nicht neu. Schon 1977 hatte es einen ersten Versuch gegeben, selbstbestimmte, von einem Verein getragene Kulturarbeit zu initiieren, als der Verein für alternative Freizeitgestaltung begann, im ehemaligen Isselhorster Kino ‚Odeon‘ ein Kulturzentrum zu betreiben. Vor allem baurechtliche Argumente wurden seitens der Stadt herangezogen, um die Ablehnung der neuen Nutzungsform im Planungsausschuss mit knapper Mehrheit durchzusetzen. Anders positionierte sich mit anderen politischen Mehrheiten der Jugendwohlfahrtsausschuss, der im neuen ‚Odeon‘ eine Bereicherung des Freizeit-



angebots für Jugendliche erkannte. Nach einem Eigentümerwechsel 1982 gab der Trägerverein auf, sodass das Kulturzentrum im ‚Odeon‘ eine Episode blieb.

Auch die Auseinandersetzungen um das ‚Odeon‘, in deren Rahmen es sogar zu einem Go-In im Rathaus kam, zeigen, dass Ende der 1970er- / Anfang der 1980er-Jahre ein breites Bedürfnis nach neuen kulturellen Angeboten vor allem für ein junges Publikum in Gütersloh vorhanden war, das bei Teilen der Politik und in der Verwaltung inhaltlich, von den Aktionsformen und den Trägergruppen auf weitgehendes Unverständnis stieß.

3. Soziokultur und Hochkultur

In den einleitenden Bemerkungen wurden die Beziehungen zwischen Hochkultur - hier im Sinne von Kulturangeboten etab-

lierter Institutionen - und Soziokultur erwähnt und darauf hingewiesen, dass entgegen der Annahme, Soziokultur sei kein Gegenmodell zur Hochkultur die Beziehungen zwischen den Akteuren beider Kulturen durchaus spannungsvoll waren.

Das zeigte sich auch in Gütersloh, als im Herbst 1981 Günter Ochs, Kulturdezernent der Stadt und verantwortlicher Leiter für das Theaterprogramm, in die Debatte über die Gründung eines soziokulturellen Zentrums in der Weberei eingriff. In seiner ersten Stellungnahme trug er Bedenken gegen die Übertragung von wesentlichen Teilen der Kulturarbeit auf einen Verein vor und stellte dagegen das Modell einer durch Rat und Kulturausschuss demokratisch kontrollierten und legitimierten Kulturarbeit. Im Kern hegte also auch ein erklärter Anhänger des Konzeptes ‚Kultur für alle‘, der nach 1971 dem Gütersloher



Rebellen? Die Initiative 'Rettet die Fabrik' verstanden sich zwar durchaus als Besetzer*innen. Gleichzeitig fingen Sie an, die Fabrikhallen zu „entrümpeln“ und zu sanieren.

Bilder:
Detlef Güthenke

Theaterleben neue lebendige Impulse gegeben hatte, eine tiefe Skepsis gegen Formen basisdemokratischer und selbstorganisierter Kulturarbeit.

Ob dabei mehr Zweifel an der fachlichen Qualifikation neuer Akteure auf dem Spielfeld der örtlichen Kultur im Vordergrund standen oder doch die Angst vor einer Konkurrenz, die eigenen Angeboten den Rang ablaufen könnte, muss offen bleiben. Da Günther Ochs im Februar 1982 ausdrücklich die Gefährdung der im Theater angebotenen kleinen Formen - Theater auf der Bühne und Podium - sowie des Filmangebots der Volkshochschule in den Katakomben der Paul-Thöne-Halle und der Kreativangebote der VHS nannte, spricht manches für die zweite Vermutung. Auch drohte seiner Meinung nach, dass eine ganze Alterskohorte aus den städtischen Veranstaltungen abwandern könne und die Zusammenarbeit mit den freien Trägern einschleife.

Ein völliges Zuschlagen der Tür zwischen Hoch- und Soziokultur war jedoch nicht intendiert; denn ausdrücklich wurde eine Abstimmung der Veranstaltungen zwischen Stadt und Trägerverein der 'Alten Weberei' gefordert und 1983 seitens der Verwaltung sogar eine probeweise Verlagerung der Theaterangebote aus den kleinen Reihen in die Weberei angeregt. Dazu ist es letztlich nicht gekommen, aber es kann durchaus davon gesprochen werden, dass es das Potential zur Zusammenarbeit zwischen den lokalen Akteuren der 'Hochkultur' und 'Soziokultur' gab. In den folgenden Jahren erwies sich zudem, dass diese künstlerischen Formen in Theater und 'Alter Weberei' gut koexistieren konnten.

Wie produktiv eine Zusammenarbeit zwischen dem Theater der Stadt Gütersloh

und dem Bürgerzentrum sein konnte, zeigte sich 1986: Als die Stadt Gütersloh aus Anlass des 60. Geburtstags des Komponisten Hans Werner Henze eine große Retrospektive veranstaltete, fand die Aufführung des Rezitals 'El Cimarrón' in der 'Alten Weberei' statt. Die sonst für das Theater auf der Bühne genutzten Ränge waren im Saal aufgebaut worden, in dem drei Instrumentalisten des 'Ensembles Modern' und der Bariton Allan Evans die Biographie des entlaufenen Sklaven Esteban Montejo zum Erklingen brachten, die von Hans Magnus Enzensberger und Hans Werner Henze für die Bühne eingerichtet worden war. Das Werk passte ohne Zweifel zu dem Aufführungsort: Die Auseinandersetzung mit den lateinamerikanischen Befreiungsbewegungen war in den ersten Jahren der 'Alten Weberei' einer der roten Fäden gewesen, der sich durch die politischen Debatten gezogen hatte. Wie gut die Idee, die Neue Musik nach Gütersloh zu bringen, und die 'Alte Weberei' zusammenpassten, sollte sich drei Jahre später zeigen, als die Proben der 'Sommerakademie Hans Werner Henze' in den Räumen des Bürgerzentrums durchgeführt wurden.

4. Traum und Wirklichkeit

Als die 'Alte Weberei' am 13. Januar 1984 - zwar mit vielen Besucher*innen, aber ohne offizielle Vertreter*innen der Stadt - als 'Bürgerzentrum' ihre Pforten öffnete, war den Aktiven, mit Bertolt Brecht gesprochen, bewusst: *Die Mühen der Gebirgen liegen hinter uns / Vor uns liegen die Mühen der Ebenen* (Brecht 1949). Ob sie bei der Formulierung, sie wüssten, *daß die Umsetzung unserer Ziele und Ideen nicht einfach ist* (WZ, 1/1984, S. 5), schon geahnt haben, dass die bevorstehende Pättkestour in der Ebene mehr

Ausgabe 1

Januar 1984

Ein Bürgerzentrum stellt sich vor



Die Webereizeitung

Zur Eröffnung des Bürgerzentrums erschien die erste Nummer der Webereizeitung - ebenfalls ein soziokulturelles Projekt „von allen für alle“.

Bild: Stadtarchiv Gütersloh

Mühe bereiten werde als die zurückgelegte Bergwanderung, muss offen bleiben.

Ein erster möglicher Konfliktpunkt deutete sich mit der Selbstcharakterisierung als *Bürgerzentrum* in der ersten Ausgabe der WZ (1/1984, S. 3) an, ohne dass der Begriff näher definiert worden wäre. Auch fehlte der Versuch, zu klären, was ein *Bürgerzentrum* von einem soziokulturellen Zentrum unterscheidet oder ob beides identisch ist. Bei einer Klärung dieser Frage hätte nach den Zielgruppen der Angebote gefragt und bedacht werden müssen, ob auch Zielgruppen, die sich in der Gründungsphase skeptisch und ablehnend gezeigt hatten, in die „Alte Weberei“ geholt werden sollten und wenn ja auf welche Weise Skepsis und Ablehnung überwunden werden könnten.

Eine Definition dessen, was soziokulturelle Arbeit ausmacht, fehlte letztlich auch. Eine Antwort auf die Frage: *Ein Treffpunkt von allen, für alle. Doch wie soll das aussehen?* (WZ 1/1984, S. 3) konnte letztlich nur additiv durch die Benennung geplanter Angebote gefunden werden: generationsübergreifend sollten die Angebote sein und nicht nur für die Bürger, sondern auch von und mit ihnen gestaltet werden. Hinzu trat das Selbstverständnis als Ort für künstlerische Eigenbetätigung und als Ort der kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Fragen und der Orientierung, womit auf ein breites politisches Bildungsangebot gezielt wurde. Schließlich sollten sich Gruppen in der „Alten Weberei“ treffen oder neu konstituieren können. Als Gegenbegriff zur Soziokultur wurde dabei nicht die „Hochkultur“ gesetzt, sondern die *Repräsentationskultur* (WZ 1/1984, S. 4), was indirekt suggeriert, es ginge bei kulturellen Angeboten außerhalb der So-

ziokultur nicht um die inhaltliche Auseinandersetzung, sondern um das Sehen und Gesehen werden. Wichtig für das eigene Selbstverständnis war schließlich, dass in der Kneipe kein Konsumzwang bestehen sollte. Zugleich waren die Einnahmen aus der Gastronomie aber eine wichtige Finanzierungsgrundlage für die kulturellen Veranstaltungen.

Darüber hinaus deutete sich ein interner Konflikt an: Gemäß den soziokulturellen Prinzipien sollten alle Besucher*innen mitreden und jede*r Aktive mitbestimmen können. Diesem für das Selbstverständnis essentiellen Anspruch standen der Hinweis auf das Haftungsrisiko des Vereins und das Diktum gegenüber, *daß die Rechtschaffenheit des Vereins ... daher auch bei Selbstbestimmung eingehalten* (WZ 1/1984, S. 6) werden müsse. Dass damit faktisch ein Vetorecht der Gremien des Vereins gegen die Plena und Ausschüsse der Selbstbestimmung formuliert wurde, war offensichtlich. Hinzu kam eine andere, durchaus erwartbare und teilweise erwartete Entwicklung: *Nach einer gewissen Zeit würden die Aktiven wechseln. Das sei bei ehrenamtlicher Arbeit immer so* (WZ 1/1984, S. 6), hieß es bei der Vorstellung des Konzeptes. Im Herbst aber war zu konstatieren, dass nicht nur andere Personen aktiv mitmachten, sondern immer weniger Aktive an den Sitzungen der Plena teilnahmen, die darüber hinaus nicht einmal durch Beschlüsse der in der „Alten Weberei“ aktiven Gruppen legitimiert waren. Das führte, worauf Peter Vermeulen als Geschäftsführer hinwies (WZ 10/1984, S. 5), zu mehr oder weniger zufälligen Beschlüssen und stellte die Tragfähigkeit des Konzeptes der Selbstbestimmung in Frage. Dieser Konflikt, überlagert noch von dem zwischen den hauptamtlich und den ehrenamtlich Tätigen, blieb in den folgenden

Jahren bestehen, bis die Mitgliederversammlung beschloss, das Selbstverwaltungsmodell auszusetzen und den Plena nur noch ein Anhörungsrecht bei Entscheidungen des Vorstandes einzuräumen (WZ 3/1989). Versuche, ein neues Selbstverwaltungsmodell mit einem Haushearing zu etablieren, verliefen im Sande (WZ 12/1992 und 2/1993), so dass Klaus Vollmer - bis zum Frühjahr 1987 hauptamtlicher Mitarbeiter der „Alten Weberei“ (WZ 2/1987, S. 2/3) und ihr danach weiter verbunden - in seiner *soziologischen Abrechnung* (WZ 1/1994) feststellte, dass das Prinzip der Selbstverwaltung nicht funktioniert, weil es ein Ort von *Mißverständnissen, Über- und Unterforderungen* sei, an dem sich Partikularinteressen durchsetzen

und jeder dazu neige, *den anderen so gleich als Verräter zu sehen, mit dem der Dialog nicht mehr lohne* (ebd., ohne Seitennummerierung). Daher plädierte er für ein dem Vorstand des Trägervereins verantwortliches, auf Zeit eingesetztes Führungsteam mit hinreichender Sachkompetenz für den Verantwortungsbereich. Bringt man es auf den Punkt, bedeutet dieses Fazit nichts anderes als das Eingeständnis, dass die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in denen sich ein soziokulturelles Bürgerzentrum bewegt, und die Zwänge, die sich aus der inhaltlichen und wirtschaftlichen Betriebsführung ergeben, ein Selbstverwaltungsmodell ausschließen. Oder wenn man das eine als ‚richtiges‘ und das andere als ‚falsches‘



Stand der „Arbeitsloseninitiative“ auf einem Straßenfest. Die Erfolgsgeschichte der heute noch aktiven ash Gütersloh hat ihre Wurzeln in der Weberei.

Bild: Detlef Güthenke

Leben betrachtet, die Bestätigung des Diktums: *Es gibt kein richtiges Leben im Falschen* (T. W. Adorno).

5. Strategische Überlegungen, Enttäuschungen und persönliche Animositäten

Eine erste kritische Bilanz der Angebote der „Alten Weberei“ zog deren Mitarbeiter Klaus Vollmer, wohl ohne Zweifel der theoretische Vordenker in dieser Frage, in den Ausgaben Mai und Juni 1984 der WZ. Recht deutlich formulierte er, dass im Grunde [...] ein Freizeitprogramm [angeboten werde], wie es rein kommerzielle oder staatliche Einrichtungen auch tun oder tun können (WZ 5/1984, S. 7). Ausdrücklich zählte er dazu nicht nur Konzerte bekannter Gruppen oder Einzelkünstler, sondern auch die Kreativangebote. Sie gehörten, ohne eine hinreichende Reflexion letztlich zur „herrschenden Kultur“, die durch die Soziokultur überwunden werden müsse. In Anlehnung an ein bekanntes Diktum von Karl Marx (MEW 3, S. 354) formuliert Vollmer: *Es kommt also gar nicht so sehr darauf an, zu interpretieren, was Kultur ist, es kommt darauf an, sie zu verändern* (WZ 6/1984, S. 4). Diese Veränderung könne man erreichen, indem man sich die Kultur aneigne, sie gebrauche und dadurch verändere. Mit diesem Konzept von Soziokultur hebt er den Gegensatz zur Hochkultur auf und folgt dem Weg der Aneignung von Kultur, den die Protagonisten in dem schon erwähnten Roman „Die Ästhetik des Widerstands“ gehen. Letztlich läuft sein Definitionsversuch - mehr beabsichtigte er nicht, wie der Konjunktiv in der Überschrift seines Artikels zeigt - darauf hinaus, Soziokultur nicht allein als ein inhaltlich anderes Angebot zu begreifen, sondern weit darüber hinaus gehend als einen anderen Weg der Aneignung von Kultur.

Der Denkanstoß Vollmers wurde in der Folgezeit nicht aufgenommen. Liest man die Leserbriefe in den Ausgaben der beiden ersten Jahrgänge der WZ, so gewinnt man den Eindruck einer tiefen Enttäuschung mancher Besucher*innen und ehemaliger Aktiver. Ihnen ging es zum einen darum, dass die Kneipe zu kommerziell, die für die Getränke verlangten Preise zu hoch seien, ja die ganze „Alte Weberei“, wie es Niels Jösting in einem Leserbrief formulierte, nur geil auf Kohle (WZ 10/1984, S. 4) sei. Bitter wurde behauptet: *Normale Kneipen, die Programm machen, nennt man Kommerzschuppen. Das Ganze auf die alternative Szene übertragen, heißt dann wohl Soziokultur* (WZ 10/1984, S. 4). Wer indes in der ersten WZ im Januar 1984 gelesen hatte, was dort unter der Überschrift *keine Gewinnmaximierung* (WZ 1/1984, S. 4) stand, konnte von der Entwicklung nicht überrascht sein. Dort hieß es: Ein Bürgerzentrum könne sich nicht ganz, d.h. sogar nur in geringem Umfang von den bestehenden gesellschaftlichen Zwängen lösen (WZ 1/1984, S. 4). Gerade wegen der geringen Zuschüsse müssten die Einnahmen die Ausgaben übersteigen, um das Kulturprogramm finanzieren zu können.

Es machte die inhaltliche Auseinandersetzung mit solchen Vorwürfen nicht einfacher, dass sie verbunden waren mit persönlichen Invektiven gegen einzelne Mitarbeiter der „Alten Weberei“, die als Verantwortliche für die wahrgenommenen Fehlentwicklungen an den Pranger gestellt wurden. Das gilt auch für Beschwerden über die unzureichende Ausstattung der Werkstätten der Kreativkurse oder des Jugendbereichs. Am deutlichsten formulierte Niels Härtel den Verlust, den viele ehemalige Aktive wahrnahmen. Seine von Traurigkeit, böse formuliert: Larmoyanz, geprägte

Klage lautete: In den Monaten vor der Eröffnung sei man eine große Familie gewesen, in der alle mit angepackt hätten, um das Ziel zu erreichen. Aber: *Das Flair der großen Familie war nach der Eröffnungswoche sprichwörtlich zerfallen* (WZ 11/1984, S. 3).

Es hat also bei der „Alten Weberei“ nicht einmal ein Jahr gedauert, bis sich der von Christoph Benke genannte Effekt, dass Selbstverwaltung von Sozialmanagement abgelöst werde bei der „Alten Weberei“ eingetreten ist - mit der Folge der Enttäuschung (ehemals) Aktiver und deren Rückzug als sich selbstverstärkenden Prozess. In den Mühlen der Ebene wäre innezuhalten und zunächst zu diskutieren gewesen, wie weit die Entwicklung zum Sozialmanagement den Notwendigkeiten der Führung eines Kulturbetriebes mit einer großen Zahl an Veranstaltungen von Konzerten über Filme bis zu Weiterbildungskursen geschuldet war. Als Konsequenz aus dieser Analyse hätte dann gefragt werden müssen, wie der Anspruch, Angebote nicht nur für, sondern von und mit den Besucher*innen zu machen, in einem veränderten Konzept der Selbstverwaltung umzusetzen sei. Jedoch - es gab zwar in den Plena der „Alten Weberei“ Diskussionen zu dieser Frage, sogar eine Arbeitsgruppe wurde zur Frage der Selbstverwaltung gebildet, die zu dem angesichts der formulierten Mängel überraschenden Befund kam, es bestehe kein Handlungsbedarf, weil das Selbstverwaltungskonzept noch gar nicht realisiert worden war.

Noch einmal unternahm Manfred Fründt als neugewähltes Vorstandsmitglied des Trägervereins 1989 den Versuch, Soziokultur in der „Alten Weberei“ neu zu definieren und berief sich dabei auf den

italienischen Kommunisten Antonio Gramsci, der Kultur als *Organisation, Disziplinierung des eigenen, inneren Ichs, Inbesitznahme der eigenen Persönlichkeit und die Erlangung eines höheren Bewusstseins* (Gramsci, 1983) definiert hatte. Damit knüpfte Fründt an die oben erwähnten Überlegungen Klaus Vollmers an, insbesondere wenn er die „Alte Weberei“ als ein Projekt der *intermediären Kultur* definierte, als ein *Bindeglied, ein Dreh- und Angelpunkt zwischen etablierter und alternativer Kultur und zugleich Nährboden auch für eine neue politische Kultur* (WZ 10/1989, S. 13). Wie dieser latente Widerspruch gelöst, wie die *Suche nach lebhaften Synthesen der Zukunft* (ebd.) erfolgen sollte, blieb ebenso offen wie eine Antwort auf die Frage, ob und wie Offenheit für alle gesellschaftlichen Gruppen und Zusammenarbeit mit allen Parteien mit dem letztlich systemüberwindenden Anspruch verbunden werden könnten.

Ein kurzes Zwischenfazit sei an dieser Stelle erlaubt. Wenn es über das additive Aufzählen dessen, was Soziokultur ausmacht, hinausgeht, ist auch in den Debatten der „Alten Weberei“ der Bezug zu theoretischen Überlegungen und Konzepten aus dem linken Spektrum unverkennbar. Allerdings zeigte sich immer aufs Neue der Widerspruch zwischen den sich daraus ergebenden Utopien und dem konkreten Alltag im Betrieb des Bürgerzentrums, der sich lokalpolitischen Rahmenbedingungen, nicht zuletzt den restriktiven Mittelzuweisungen aus dem städtischen Etat, und ökonomischen Notwendigkeiten in der Betriebsführung fügen musste. Diese Umstände ließen die Utopien von einem anderen, besseren Leben immer wieder in den Hintergrund treten. Der lange Atem jedoch, der viele Akteure auszeichnet, ist ohne diese Utopien nicht denkbar.

Die Webereizeitung

1. Jahrgang



JULI / AUGUST 1985

Programmorschau der Webereizeitung 08/1985

Bild: Stadtarchiv Gütersloh

6. Anspruch und Wirklichkeit

Blieb die Klärung der Frage, wie ein konzises Konzept der Soziokultur aussehen könnte, ungeklärt, zeigten sich die Widersprüche zwischen den Visionen und Träumen derer, die das Projekt 'Alte Weberei' gegen alle Widerstände durchgesetzt hatten und den Realitäten des Betriebs eines soziokulturellen Zentrums allzu bald - den in der ersten Ausgabe der WZ aufgezählten Zielen der Arbeit in der 'Alten Weberei' wurden die Aktiven im Bürgerzentrum, die hauptamtlich Tätigen ebenso wie die Ehrenamtlichen zweifelsohne gerecht.

6.1 Welch' ein Programm!

Doch bevor dazu der Versuch einer Bilanz unternommen wird, ist auf das Kulturprogramm einzugehen. Blättert man in den ersten fünf Jahrgängen der WZ, so wird man erstaunt ausrufen: „Das hat es alles in der 'Alten Weberei' gegeben!“ In der Tat reichte das Programm von Auftritten bekannter Künstler*innen und Gruppen des Rock, des Jazz und der Liedermacherszene, über die regelmäßigen Konzerte des Folkclubs, der in der 'Alten Weberei' eine angemessene Heimat für seine Konzerte fand, und regelmäßige Filmvorführungen bis zu ambitionierten künstlerischen und politischen Veranstaltungsreihen wie den Lateinamerikatagen (1984), und einem Rückblick auf Kunst und Kultur der 1920er-Jahre in Deutschland (1985) mit Lesungen, Filmen und einer Ausstellung. Hinzu kamen noch gelegentliche Kunstausstellungen. Mit Fug und Recht wird man sagen können, dass die 'Alte Weberei' in ihrem ersten Jahrfünft die dritte Säule des kulturellen Lebens in Gütersloh gewesen ist, die nicht nur eigene Akzente setzte, sondern auch einigen Glanz abstrahlte. Die Ausstellungen und die Kulturserien wurden zudem ergänzt durch niveaurovolle Artikel von Be-

sucher*innen der 'Alten Weberei' in der WZ, die auf eine vertiefte inhaltliche Auseinandersetzung zielten.

Der selbst formulierte Anspruch, mit Kultur Entspannung und Unterhaltung zu bieten, konnte durch das Programm ganz sicher erfüllt werden. Seine Qualität und Breite werden auch dazu beigetragen haben, ein breit gefächertes Publikum in die 'Alte Weberei' zu holen. Ob auch das Ziel, die Besucher vom Konsum zum Mitmachen zu animieren, erfüllt worden ist, darf jedoch bezweifelt werden. Es bleibt die Vermutung, dass es bei einer monodirektionalen Beziehung im Verhältnis Veranstalter/Künstler zu Publikum blieb, mit dem Unterschied zu anderen Veranstaltern allerdings, dass bei der 'Alten Weberei' Ehrenamtliche für das Programm mitverantwortlich waren. Klaus Vollmers Anspruch, dass zur Soziokultur die aktive Aneignung durch die Rezipienten gehöre, wird nur in Ansätzen erfüllt worden sein, vor allem in den thematischen Reihen, die sich über mehrere Veranstaltungen erstreckten. Trotz dieser kritischen Einschränkungen bleibt: Mit ihrem Kulturprogramm war die 'Alte Weberei' in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre eine Bereicherung für Gütersloh und die Region.

6.2 Umschlagplatz für Ideen

Auch das im Januar 1984 formulierte Ziel, *Umschlagplatz für Ideen, Meinungen, Beziehungen* (WZ 1/1984, S. 3) werden zu wollen, konnte die 'Alte Weberei' erfüllen. Kontroversen zu den vor 30 Jahren ausgetragenen gesellschaftspolitischen Debatten wurden in Artikeln und Leserbriefen der WZ streitbar, bisweilen auch polemisch ausgetragen. Das gilt für Themen wie die Aktionsformen der Friedens-



*Leuchtende Augen.
Kindertheater-
aufführungen in der
Weberei haben eine
lange Tradition.*

Bild:
Detlef Güthenke

bewegung, die 35-Stunden-Woche - zu beiden stritt sich der Autor dieses Artikels mit Klaus Vollmer in der WZ - ebenso wie zu ökologischen Fragen und zur Bewertung der Roten Armee Fraktion oder zur Einschätzung des Charakters der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik. Sieht man von wenigen Leserbriefen aus den Anfangsmonaten ab, deren Schreiber die 'Alte Weberei' generell unter einen Linksverdacht stellten und diese Ausrichtung kritisierten, blieben die in den Spalten der WZ geführten Debatten eine Diskussion innerhalb des linken politischen Spektrums.

Ein wichtiger Aspekt der politischen Veranstaltungen in der 'Alten Weberei' war das Thema 'Zukunft der Arbeit'. Zu nennen ist hier eine hochkarätig mit Historikern besetzte Tagung im Jahr 1984 aus Anlass des 140. Jahrestags des schlesischen Weberaufstandes, in der der historische Blick zurück mit dem Blick auf die

Gegenwart und die Zukunft angesichts von neuen computergesteuerten Technologien verbunden wurden (WZ 8/1984). Bei dieser Veranstaltung zu diesem Thema sollte es nicht bleiben: 1985 folgte ein Technologie-Forum, das vom Arbeitskreis Technik & Arbeitsmarkt des DGB Gütersloh-Bielefeld vorbereitet worden war und auf dem neben Berichten aus der Praxis ein Impulsreferat des querdenkenden Volkswirts Ulrich Briefs, in den 1980er-Jahren wichtigster gewerkschaftlicher Experte auf diesem Gebiet, im Mittelpunkt stand. Dabei wurden auch Fragen gewerkschaftlicher Strategien zwischen Gestaltungs- und Gegenmacht diskutiert (WZ 11 und 12/1984). Noch ein drittes Technologieforum sollte im Frühjahr 1987 folgen (WZ 2 und 3/1987). Die kontinuierlichen Treffen des Arbeitskreises Technik & Arbeitsmarkt in der 'Weberei' zeigen, dass es gelingen konnte, auch eine 'alte' soziale Bewegung an das neue soziokulturelle Zentrum zu binden.

Im gleichen thematischen Spektrum zählend, in den Ursprüngen jedoch deutlich zu den 'Neuen sozialen Bewegungen' zählend, ist die Gründung der Arbeitsloseninitiative im Frühjahr 1984 in der 'Alten Weberei'. Bei deren erstem Treffen in einem Raum des Bürgerzentrums konnte keiner der Akteure ahnen, dass sich aus einer Gruppe, der es zunächst darum ging, Arbeitslosen im Dschungel der Bürokratie der Arbeitsverwaltung zu helfen und politische Strategien gegen die Massenarbeitslosigkeit zu entwickeln (WZ 5/1984), mit der Gründung der Arbeitslosenselbsthilfe einmal ein bedeutender Träger der beruflichen Qualifikation im Kreis Gütersloh entwickeln würde, der als nachhaltigster Erfolg einer in der 'Alten Weberei' entstandenen Initiative zu bewerten ist.

Zwei weitere gesellschaftspolitische Themen erwiesen sich in der 'Alten Weberei' als lang anhaltend. Aus Platzgründen können sie in dieser Darstellung nur knapp erwähnt werden: das Frauencafé und die Psychiatriereform. Diese war in den 1980er-Jahren in Gütersloh durch die von Prof. Dr. Klaus Dörner angestoßenen Reformen im Landeskrankenhaus, wie die Westfälische Klinik noch hieß, in aller Munde. Diese Debatten schlugen sich in Artikeln in der WZ nieder, in denen der repressive Charakter der Anstaltspsychiatrie diskutiert wurde (unter anderem WZ 4/1985). Neben der theoretischen Diskussion ist die praktische Integration eines psychisch Kranken in den Alltag der 'Weberei' zu erwähnen. Für mehrere Jahre war Erich Ziesler als guter Geist des Gastronomiebereichs, der dafür sorgte, dass ausgetrunkene Gläser zur Theke zurückkamen, und sich über ein Schwätzchen mit den Gästen freute, fester Bestandteil des Erscheinungsbildes in der Kneipe.

Das Frauencafé, schon wenige Tage nach der Eröffnung des Bürgerzentrums gegründet (WZ 3/1984), sollte sich als diejenige Gruppe in der 'Alten Weberei' erweisen, die am kontinuierlichsten inhaltlich gearbeitet hat. In einer Bilanz des ersten Jahres ihrer Arbeit und einem Ausblick auf die weiteren Vorhaben nannten die aktiven Frauen mehrere Gruppen, die sich regelmäßig trafen, so eine Gruppe, die zum 5218 arbeitete, eine Gruppe "Gewalt in der Sprache", ein "Arztshelferinnen"-Stammtisch und eine Schwangerengruppe (WZ 1/1985). Dieses breite Themenspektrum und die regelmäßig angebotenen kulturellen und Diskussionsveranstaltungen dürften der Grund dafür gewesen sein, dass sich im Frauencafé eine dauerhafte Arbeit entwickeln konnte, was auch dadurch begünstigt wurde, dass unterschiedliche Spektren von der Demokratischen Fraueninitiative bis zur autonomen Frauenbewegung, die sonst eher die Abgrenzung pflegten, zu gemeinsamen Vorhaben zusammenfanden. Auch über einen Bruch im Kreis der Aktiven am Ende des Jahres 1986 hinweg blieb das Frauencafé als selbstorganisierter Bereich in der 'Weberei' bestehen, der sich allerdings für ein soziokulturelles Zentrum durchaus erstaunlich - 1989 dagegen erwehren musste, dass der Träger des Bürgerzentrums den dem Frauencafé ihm zur Nutzung zugewiesenen Raum ohne Rücksprachen auch anderen Gruppen zur Verfügung gestellt hatte, was als frauenfeindlich und frauenaussgrenzend kritisiert wurde (WZ 1/1989).

An drei Beispielen konnte gezeigt werden, dass die 'Alte Weberei' dem selbstgesetzten Ziel, zu einem Umschlagplatz für Ideen zu werden, durchaus gerecht geworden ist. Wenn man die kulturellen Veranstaltungen, die eindeutig in einem

politischen Kontext standen, und die in der WZ in Beiträgen und Leserbriefen zumindest anfangs geführten Debatten hinzunimmt, muss konstatiert werden, dass die ‚Weberei‘ ein Ort aktueller politischer Auseinandersetzungen war, die über das tagespolitische Geschehen hinaus mit dem Anspruch geführt wurden, Wege zu finden, neue Lebens- und Gesellschaftsentwürfe zu realisieren. Die Lektüre der WZ vermittelt aber auch den Eindruck, dass diese Debatten mit dem Abflauen der ‚Neuen sozialen Bewegungen‘ an Bedeutung auch in der ‚Alten Weberei‘ verlieren. Daher ist die in einem mit den Sigel k.v. gezeichneten Artikel erhobene Forderung, die Weberei sollte sich einmischen. Sie sollte sich auch in gesellschaftspolitischer Hinsicht wieder profilieren (WZ 2/1993) nur allzu berechtigt, auch wenn sie in eine Phase fällt, in der gesellschaftliche Diskussionen wie der Golfkrieg 1991, die Asylgesetzgebung, Rassismus und Ausländerfeindlichkeit und lokal die Diskussionen zur geplanten und gescheiterten Müllverbrennungsanlage in den Spalten der WZ wahrnehmbar sind und sich mit der internationalen Jugend wieder eine politische Gruppierung in der ‚Alten Weberei‘ konstituierte (siehe u.a.: WZ 4/1990, WZ 1 bis 4/1991, WZ 7-8/1993, WZ 11/1993).

6.3. Treffpunkt von allen, für alle

Für eine Antwort auf die Frage, ob der 1984 formulierte Anspruch, die ‚Alte Weberei‘ solle ein Treffpunkt von allen für alle werden, realisiert worden ist, lassen sich nur Indizien finden. Ganz sicher ist in diesem Kontext das Sonntagsfrühstück zu nennen, das ein erst Jahre später von der kommerziellen Gastronomie als Brunch beworbenes Format vorwegnahm. Das Besondere am Sonntagsfrühstück war sicherlich, dass die Vorbereitung des Buffets, das Ein-

decken der Tische und auch das Aufräumen danach und das Spülen von Ehrenamtlichen geleistet wurden. ‚Von allen‘ - auch wenn es nur ein mehr oder weniger fester Kreis von Aktiven war - kann also mit Fug und Recht gesagt werden. Da das Sonntagsfrühstück nicht zielgruppenspezifisch war und auch Familien mit kleinen Kindern willkommen geheißen wurden, die darüber hinaus auch einmal herumtoben durften, und nicht zuletzt, weil die Preise so kalkuliert waren, dass Buffets und Getränke auch für Gäste mit einem schmaleren Geldbeutel erschwinglich blieben, kann davon gesprochen werden, dass das Sonntagsfrühstück auch ein Angebot ‚für alle‘ war, das dadurch seine Grenzen fand, dass die Beteiligung der Ehrenamtlichen an gesundheitspolizeiliche Grenzen stieß.

Zwei weitere Angebote sind in diesem Kontext zu nennen: zum einen der Seniorentanz und zum anderen die Angebote für Kinder und Jugendliche. Das sonntägliche Tanzcafé mit Livemusik entwickelte sich rasch zu einem Besuchermagneten und traf offenbar auch eine Lücke im Angebot für ältere und alte Menschen in Gütersloh: Man konnte dort nicht nur Kaffeetrinken und Kuchenessen, sondern fand eine andere, ungezwungene Atmosphäre vor, die auch das Schließen neuer Bekanntschaften und Freundschaften ermöglichte. Das Tanzcafé machte die ‚Alte Weberei‘ auch zu einem Treffpunkt für eine Altersgruppe, die sonst kaum als Gäste in einem soziokulturellen Zentrum zu erwarten war, und trug dazu bei, dem Anspruch ‚Treffpunkt für alle‘ gerecht zu werden.

Spezifische Angebote für Jugendliche wurden im Jugendbereich der ‚Alten Weberei‘ 1987 entwickelt. Allerdings muss konstatiert werden, dass sie sich konzeptionell und inhaltlich kaum von den An-

geboten des städtischen Jugendzentrums unterschieden. Nachdem Ende 1986 und Anfang 1987 ein Antrag auf Erhöhung der Zuschüsse für den Betrieb des soziokulturellen Zentrums abgelehnt worden war (WZ 12/1986 und 2/1987), entschied sich der Trägerverein die Jugendarbeit einzustellen, weil nach der Entlassung eines Mitarbeiters eine regelmäßige, pädagogisch qualifizierte und verantwortungsbewusste offene Jugendarbeit im Bürgerzentrum nicht mehr leistbar ist (Schreiben an die Stadt Gütersloh vom 6. Mai 1987; Stadtarchiv Gütersloh E 7555). Was folgte war eine Besetzung des Jugendbereichs durch dessen Besucher*innen - eine Aktionsform, die einerseits für die ‚Neuen sozialen Bewegungen‘ typisch ist und andererseits darauf hinweist, dass sich die Betroffenen im ähnlichen Angebot des städtischen Jugendzentrums nicht wiederfanden (Stadtarchiv Gütersloh E 7555). Nachdem zunächst beschlossen worden war, die Jugendarbeit im Bürgerzentrum dem neu gegründeten ‚Jugendwerk Alte Weberei‘ zu übertragen und dafür das Obergeschoss des noch ungenutzten Bauzeils 5 zur Verfügung zu stellen, endete die eigenständige Jugendarbeit in der ‚Alten Weberei‘. Es muss also davon gesprochen werden, dass die dauerhafte Etablierung einer eigenständigen und unabhängigen Jugendarbeit gescheitert ist - nicht zuletzt an den fehlenden, genauer: seitens der politischen Mehrheit im Stadtrat nicht zur Verfügung gestellten finanziellen Mittel (siehe dazu WZ 2/1987, S. 2/3) und mit der fatalen Konsequenz, dass ein wichtiges Arbeitsfeld eines soziokulturellen Zentrums nicht mehr abgedeckt wird.

Nur cursorisch sollen die spezifischen Angebote für Kinder genannt werden. Sie lassen sich von Anfang an vor allem im Kulturprogramm der ‚Alten Weberei‘ finden.

Besonders zu erwähnen sind die Filmangebote für Kinder, die bis zum Umzug des Programmkinos ‚Bambi‘ an den Standort neben dem Bürgerzentrum aufrechterhalten wurden, und die Theaterprogramme für Kinder, die bis heute fortgeführt werden. Die nun seit über 30 Jahren existierende Parallelität der Kindertheater-Angebote der ‚Weberei‘ und des Theaters Gütersloh zeigt, dass die Befürchtungen des Theaters der Stadt Gütersloh, die Eröffnung des Bürgerzentrums werde beiden Anbietern schaden, unberechtigt waren. Vielmehr besteht durchaus eine Nachfrage nach Programmen unterschiedlicher Größenordnung, die eine Stadt wie Gütersloh auch verkraften kann.

Mit den spezifischen Angeboten für verschiedene Generationen ist die ‚Alte Weberei‘ ihrem Anspruch, ein ‚Treffpunkt für alle‘ zu sein, zweifellos gerecht geworden. Kritisch angemerkt werden muss aber, dass die Angebote stets generationsspezifisch geblieben sind und ein generationsübergreifendes bzw. generationsverbindendes Angebot allenfalls in Ansätzen entwickelt wurde.

6.4 Kreativität künstlerische Selbstbetätigung

Zweifellos bot die ‚Alte Weberei‘ ein umfassendes und anregendes Angebot an musikalischen, literarischen und theatralen Veranstaltungen, bei denen die Besucher*innen - sieht man von der intellektuellen Auseinandersetzung ab - Rezipienten blieben. Das gilt auch für die Kunstausstellungen, die die Verantwortlichen des Bürgerzentrums organisiert haben und die in der Regel von Artikeln in der WZ begleitet wurden, die eine kunsthistorische und sozialhistorische Einordnung leisteten.

Die eigene künstlerische Betätigung der Besucher*innen der ‚Alten Weberei‘ fand in den vielen Kreativkursen statt, die das Bildungswerk der Alten Weberei entweder in Eigenregie oder in Zusammenarbeit mit dem Institut für kulturelle Bildung (IKB) in Bielefeld angeboten hat. Auf diesem Feld der soziokulturellen Arbeit bleibt eine zwiespältige Bilanz. Zunächst beeindruckt die Breite des Kursangebotes, für das sogar eigene Metall- und Holzwerkstätten eingerichtet wurden, und das auch Bereiche umfasste, die von der Volkshochschule nicht abgedeckt wurden. Weniger beeindruckend war aber offenbar die Pflege der Werkstätten, die unter anderem von Kursteilnehmer*innen der Töpferkurse beklagt

wurde. Deren kritische Anmerkungen über unabgeschlossene Räume und mangelnde Unterstützung durch die Beschäftigten der ‚Weberei‘ beantwortete nicht etwa einer der hauptamtlich Beschäftigten, sondern ein Zivildienstleistender, der den Teilnehmenden, die immerhin eine Teilnahmegebühr entrichtet hatten, dekretierte: *Ich erwarte von Euch mehr Verantwortung für den Werkstattbereich* und das mit den Besonderheiten eines soziokulturellen Zentrums zu begründen versuchte (WZ 1/1985). Tiefer gehend war die oben zitierte Kritik Klaus Vollmers am Kursangebot, die darauf zielte, das konzeptionell nichts anderes angebotene würde als bei einer Volkshochschule, und der kritische

Aneignung von Kunst im Schaffensprozess auf dem Weg zur Emanzipation bemängelte (siehe oben S. 16). So sehr diese Kritik das Kursangebot in der ‚Weberei‘ trifft, so sehr auch gesellschaftspolitische und kunsttheoretische Kurse im Programmangebot randständig blieben, bleibt an Vollmers Kritik doch die Frage, ob die Kreativkurse, in denen viele der Teilnehmenden erste Schritte beim Erlernen handwerklicher Techniken gehen wollten, tatsächlich den von ihm postulierten Anspruch erfüllen können.

7. Fazit

Mit der ‚Alten Weberei‘ werden in der öffentlichen Wahrnehmung vielfach finanzielle Engpässe, Streitigkeiten mit der Stadt und Insolvenzen verbunden. Dieser Sichtweise tritt der Autor deutlich entgegen. Mit ihren 1984 gestarteten kulturellen Programmen hat sie eine in der Stadt Gütersloh vorhandene Lücke gefüllt, ihren festen Platz im Gefüge der kulturellen Angebote gefunden und ist aus dem kulturellen Leben nicht mehr weg zu denken. Eine andere Frage ist, ob sie die mit dem Konzept der Soziokultur verbundenen Ansprüche erfüllt hat. Soweit sich Soziokultur auf die Teilhabe an gesellschaftspolitischen Debatten bezieht, ist zumindest für die 1980er-Jahre, in denen die ‚Neuen sozialen Bewegungen‘, die nicht nur die ‚Alte Weberei‘, sondern überhaupt das Konzept der Soziokultur hervorgebracht hatten, auch in Gütersloh eine wesentliche gesellschaftliche Rolle gespielt haben, festzustellen, dass die ‚Alte Weberei‘ in Gütersloh einer der zentralen Orte war, in denen die relevanten Themen von Veränderungen in der Arbeitswelt über die gesellschaftliche Stellung der Frau bis Internationalismus diskutiert wurden. Kritischer, aber nicht durchgehend negativ,

fällt die Bilanz bei zwei anderen Arbeitsfeldern der Soziokultur aus. Die eigene künstlerische Betätigung in den Kreativkursen ging konzeptionell nicht über Angebote einer Volkshochschule hinaus, beeindruckt aber in ihrer Breite. Ob und wie weit die Artikel in der WZ zu den Kunstausstellungen, zur Entwicklung der Kunst und zur Literatur von den Besucher*innen der Weberei tatsächlich gelesen worden sind und wie das Angebot zur gesellschaftspolitischen und kunsttheoretischen Bildung genutzt wurde, muss offenbleiben. Dem Anspruch schließlich ein ‚Treffpunkt für alle‘ zu sein, haben die Aktiven in der ‚Weberei‘ versucht, mit einer Vielzahl vorher in Gütersloh unbekanntem Angeboten wie dem Sonntagsfrühstück und dem Tanzcafé gerecht zu werden, und damit zumindest für einige Jahre durchaus Erfolge erzielt.

Es bleibt die Frage nach dem ‚Wie weiter?‘. Einen Ansatzpunkt dazu geben die Überlegungen Klaus Vollmers aus dem Jahr 1984 (WZ 6/1984). Wenn er betont, man könne Kultur nur verändern, indem man sie sich aneigne, sie gebrauche und verändere, so gilt das auch für die Soziokultur. Aneignung und Gebrauch geschehen aber stets unter *unmittelbar vorhandenen, gegebenen und überlieferten Umständen* (Marx, MEW 8, S. 115). Diese sind 2017 andere als im Jahr 1984. Es kommt also darauf an, diese Umstände zunächst zu analysieren und dann zu erwägen, wie Soziokultur unter ihnen neu inhaltlich gefüllt werden kann. Hat man das geleistet, kann vielleicht die Antwort auf Jaques Roux‘ Fragen am Ende von Peter Weiss‘ Drama *Marat/Sade*: *Wann werdet ihr sehen lernen? Wann werdet ihr endlich verstehen?* (2. Akt, Epilog) lauten: *Heute noch!* (Brecht 1934).



Künstlerische Verarbeitung: In einem internationalen WorkCamp im Sommer 1985 unter Leitung von Reinhild Patzelt entstand ein riesiges Wandbild. Seit dem Anbau des Bambikinos in den 1990er-Jahren ist es nicht mehr zu sehen.

Bild: Wolfgang Hein

Literaturhinweis

Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. In: *Gesammelte Schriften* 4, Frankfurt/M. 1997, S. 43

Behnke, Christoph: *Soziokultur*. In: *Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen*. Hrsg. von Hans-Otto Hügel. Stuttgart, Weimar 2003

Brecht, Bertolt: *Lob der Dialektik (1934)*. Zit. in: Bertolt Brecht: *Werke*. Zusammengefasst von Wolfgang Jeske. - *Gedichte*. Frankfurt am Main 1991, S. 297/298

Ders.: *Wahrnehmung (1949)*. Zit. in: ebd., S. 491

Fründt, Manfred: *Von „Rettet die Fabrik“ zum Verein „Alte Weberlei“*. Suche nach neuen Wegen. Bilanz der vergangenen 10 Jahre. In: *WZ* 10/1989

Glaser, Ulrich / Thomas Rübke: *Zwanzig Jahre Soziokultur in der Bundesrepublik Deutschland*. Zwischen jugendlichem Aufbruch und vorzeitiger Vergreisung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Heft 43/1993

Gramsci, Antonio: *Marxismus und Kultur*. Ideologie, Alltag, Literatur. Hamburg 1983 [zit. in: *WZ* 10/1989]

Gütersloh-Chronik 1975 - 1974. Band 2. Zusammengefasst von Werner Lenz und Hans-Dieter Musch. Gütersloh 1984

Hoffmann, Hilmar: *Wie gelingt der Spagat zwischen Soziokultur und Kulturanspruch*. In: *Theater heute*. Jg. 2010, Heft 8, S. 58/59.

Knobloch, Tobias J.: *Das Prinzip Soziokultur-*

Geschichte und Perspektiven. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Heft 11/2001, S. 11.

Marcuse, Herbert: *Repressive Toleranz*. In: *Kritik der reinen Toleranz*. Übersetzt von Alfred Schmidt. Frankfurt/M. 1966.

Marx, Karl: *Thesen über Feuerbach*. In: Marx, Karl, Engels, Friedrich: *Werke*, Band 3, S. 354. (Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt drauf an, sie zu verändern).

Ders.: *Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte*. In: Marx, Karl, Engels, Friedrich: *Werke*, Band 8, S. 115.

Vollmer, Klaus: *Soziokultur*. Was könnte das sein. In: *WZ* 5/1984 und 6/1984.

Ders.: *10 Jahre verhunzter Parkettboden, der Tanz geht weiter*. Eine soziologische Abrechnung mit den Verhältnissen. In: *WZ* 1/1994 k.v. (= Klaus Vollmer): *Alte Weberlei sollte sich wieder mehr einmischen*. In: *WZ* 2/1993

Weiss, Peter: *Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade*. Drama in zwei Akten. Frankfurt 1971/13, S. 133.

Autorenangabe

Eckhard Möller (*1954) Studium der Geschichte und Sozialwissenschaften, ehemaliger Archivleiter der Stadt Harsewinkel und der Gemeinde Herzebrock-Clarholz, ehrenamtlicher Archivpfleger der Evangelischen Kirchengemeinde Gütersloh, zahlreiche Veröffentlichungen zur Orts-, Regional- und Kirchengeschichte.

Der alte jüdische Friedhof in Gütersloh

SPURENSUCHE AUF DER PUTZHAGENER SANDDÜNE¹

von Wolfgang Hein

Im Pavenstädter Fichtenbrink liegt ein geheimnisumwitterter Ort, ein kleines Wäldchen nur, inmitten eines Naherholungsgebietes. Während drumherum ein gepflegtes Wegenetz Wanderer, Freizeitläufer und Radfahrer lockt, bleiben Besucher dem verwildernden Busch fern. Ein Dickicht aus Brombeerbüschen und überwucherndem Efeu, dazwischen auch abgefallenes Astwerk, umgestürzte Bäume und ein Zaun sperren weiträumig den Zugang.

Das soll so sein, denn dieser Ort ist ein Friedhof. Die jüdische Gemeinde bestattete hier zwischen 1722 und 1869 ihre Verstorbenen. Die Ruhe eines Toten zu stören ist jüdischem Gefühl ein unerträglicher Gedanke, ihr Friedhof muss deshalb für alle Zeiten erhalten bleiben.

Mit ihrem eigenen Friedhof wird die jüdische Gemeinde unabhängig

Vor etwa vierhundert Jahren waren Teile des Heidedorfs Gütersloh dem Grafen



Der alte Friedhof in den Achtzigern.
Bild: Hagen Kraak/Stadtarchiv Gütersloh

¹ Dieser Text erschien erstmals unter dem Titel „Das Rätsel auf der Putzhagener Sanddüne“ am 09. November 2020 in der Zeitung „Die Glocke“. Wir danken Verlag und Redaktion für die Freigabe zur Veröffentlichung.



Der alte Friedhof in einer Ansicht von der Herzebrocker Straße - vorbeileitende Menschen werden dem wenig einladenden Gebüsch wohl keine Aufmerksamkeit schenken.

Bild:
Georg der Reisende
CC-BY-SA 4.0

in Rheda untertan. Der wirbt jüdische Glaubensleute an, um die Wirtschaftskraft seines Kleinstaates zwischen den mächtigen Bistümern Osnabrück und Paderborn zu stärken. Gegen Zahlung einer Steuer, „Schutzgebühr“ genannt, dürfen sie fortan dauerhaft siedeln und Handel treiben. Diese „Schutzjuden“, wie sie in den damaligen Protokollen genannt werden, verteilten sich schwerpunktmäßig auf die Stadt Rheda, aber dann auch auf das Dorf Gütersloh. Am Anfang des 18. Jahrhunderts hat sich der Gütersloher Teil der Gemeinde so vergrößert, dass für ihre religiösen Zeremonien eine eigene Betstube angemietet werden konnte. Nicht viel später, seit 1765, ist die Existenz der Synagoge überliefert.

Es ist eine Zeit, in der die jüdische Gemeinde nach mehr Rechten strebt. Der Graf soll eine Kultusordnung erlassen, in der die religiösen Angelegenheiten von der Geburt bis zum Tod zu regeln wären. Da damals der Kirchhof der jüdischen Ge-

meinde Rheda, auf dem bis dahin auch die Verstorbenen aus Gütersloh bestattet wurden, überbelegt war, musste die Bestattungsfrage ebenfalls neu geklärt werden: Die Gemeinde bat am 9. September 1712 um ihren eigenen Friedhof, was sie bereits damals als neuen, weiteren Mittelpunkt des jüdischen Lebens ausgewiesen hätte. Ins Auge gefasst war, wie der Chronist Hermann Eickhoff in seiner Stadtgeschichte aus dem Jahr 1903 berichtet, der Bökenbaum im Sandbrink, auf dem Hof des Bauern Kornfeld in Nordhorn. Dieser Plan wird fallen gelassen - wohl auch, weil bald darauf der Turm des Rhedaer Schlosses abbrennt. Für die Finanzierung dessen Wiederaufbaus erhebt die Fürstliche Kammer von den Gütersloher und Rhedaer Juden eine hohe Sondersteuer.

In zeitlichem Zusammenhang - noch ist unklar, ob als Ergebnis von Verhandlungen und Gegenleistung für diesen finanziellen Beitrag - verspricht die Rhedaer Gräfin Christiane Marie der Gemeinde ihren

eigenen Begräbnisplatz. Zugewiesen hat sie dann ein Stück Land weit vor dem Dorf, in Pavenstädt. Auf dem öden, unfruchtbaren Fichtenbrink, in den Emsdünen der „Gütersloher Schweiz“. Diese sandige, wertlose Hügellandschaft am Stellbrink hatte sich über 10.000 Jahre bei Überschwemmungen der Ems und ihrer Begleitbäche herausgebildet. Für die Gemeinde war die Bestattungsfrage dringend, und als im Jahre 1726 (so bei Eickhoff; Jehuda Barlev nennt in seiner „Geschichte der jüdischen Gemeinde Gütersloh“ das Jahr 1722) eine jüdische Bewohnerin stirbt, ist deren Bestattung auf dem alten Rhedaer Friedhof nicht mehr möglich.

Widerstand in Pavenstädt

Dieses erste Begräbnis auf dem neuen Kirchhof gestaltete sich zu einer Feier mit Hindernissen. Zwar hatte der Graf von Rheda ein ihm gehörendes Grundstück bereitgestellt, aber seinen Leibeigenen („Eigenbehörigen“), den Meier Witthoff, benachrichtigte er erst in letzter Minute. Die Witthoffs, die schon 300 Jahre lang Erbpächter auf dem Hofe sind, waren streitbare Leute. Das belegen Gerichtsprotokolle der Fürstlichen Kanzlei auch aus den späteren Jahren. Der Colon gerät außer sich, als ihm der Abgesandte der Rhedaer Regierung die Situation darstellt. „Er werde die Jüdin sofort ausgraben“, zitiert Stadthistoriker Eickhoff den Bauern, der unverzüglich „die Schute in die Hand nimmt und die Leiche ausgräbt“, um sie dem Dorfvogt vor die Tür seines Amtshauses an der Kirchstraße zu legen.

Der Statthalter des Grafen lässt diese Eigenmächtigkeit nicht durchgehen. Bei Strafe von 50 Goldgulden befiehlt er, die

Tote wieder auf den Brink zu bringen und einzugraben. „Und wenn ich mein Leben dransetzen müsste, würde ich es nicht tun“, schildert Eickhoff den Widerspruch des Bauern und die sich entwickelnden dramatischen Ereignisse. Witthoff verbarrikadiert sich mit Pistolen, Flinten, Pulver und Kugeln, um seine Angreifer am Grab zu empfangen: „Wenn auch das halbe Dorf ankäme, sollte es sein Lebtag kein solches Blutvergießen gesehen haben,“ soll er dem Dorfvogt entgegengerufen haben.

Es kam, wie es kommen musste. Witthoff wird in Ketten gelegt und seine Meierin muss an die „weltbekannte Güte und Barmherzigkeit der Gräfin Christiane Marie“ appellieren, ihrem Manne die Strafe zu erlassen. Am Ende kommt der aus seiner Gefangenschaft frei. Überliefert ist die etwa fünfzig Jahre später, am 26. Juni 1771, nachfolgende „gütliche“ Einigung vor dem gräflichen Gericht. Danach muss sich der Witthoff-Erbe und sein Nachbar Ostermann mit dem „Judenbrink“ abfinden. Die jüdische Gemeinde wird im Gegenzug verpflichtet, den Bestattungsbereich von 24 mal 40 Schritten „auf dem trockenen dünnen Sandbrink“ zu bedrahten oder mit einem Wall nebst entlang verlaufendem Graben zu versehen, und zwar so massiv, „dass er mag bestehen iztorum sie wollen“ - also für immer und ewig. 1890 geht das Eigentum am Friedhofsgelände an die jüdische Gemeinde.

Nach dem Pogrom im Jahre 1938 soll der „Judenbrink“ Bauland werden

Mit dem Pogrom vom 10. November 1938 startet die damalige nationalsozialis-

tische Regierung ihre letzte Phase des Vernichtungsfeldzugs gegen die jüdische Bevölkerung. In Gütersloh werden die Synagoge und mehrere Gebäude verbrannt. Mit den Deportationen in die Ghettos und Vernichtungslager - von Dezember 1941 bis Juni 1943 - ist das Ende der jüdischen Gemeinde besiegelt. Die Grundstücke werden binnen weniger Monate in „arisches“ Eigentum überführt. Auch die Stadt Gütersloh setzt sich günstig in den Besitz mehrerer Flächen, die ihr für die Weiterentwicklung der Stadt wichtig erscheinen. Dazu gehört der Daltrop/Löwenbergsche Besitz im heutigen Kreuzungsbereich von Kirchstraße und Dalkestraße und das Weinbergsche Grundstück an der Friedrichstraße, Ecke Feldstraße. Teile des Synagogengeländes werden für die Erwei-

terung der Göbenstraße, heute Daltropstraße, erworben, für 1.300 Reichsmark. Teil dieses „Geschäftes“ mit der israelitischen Gemeinde ist auch die Übernahme des Judenbrinks in städtisches Eigentum - abgeschlossen am 22. November 1939.

Die „Ewige Ruhe“ auf dem Friedhof gerät damit in große Gefahr. Das Gelände ist für die Erweiterung der Putzhagensiedlung von Bedeutung. Das erschließt sich aus den Hausnummern, die in der kleinen Siedlung gegenüber des Johannesfriedhofs zugeteilt worden waren: So beginnt der Weg „Putzhagen“ mit der Nummer 6, für die auf dem ehemaligen Friedhof erwarteten Grundstücke werden - bis heute - die Hausnummern 2 und 4 reserviert. Gleiches gilt auch, wenn die Hausnummern entlang



Grabsteine von Abraham Mosheim, Lebensdaten nur teilweise lesbar, wahrscheinlich 1784 - 1860 und von Regina Löwenbach, verstorben 1855.

Bilder: Wolfgang Hein

der Herzebrocker Straße betrachtet werden. Hier werden die Nummern 219 und 217 für eine Bebauung des alten Friedhofs zurückbehalten.

Bedeutendes Zeugnis der Zeitgeschichte

Wie viele jüdische Glaubensleute aus Gütersloh und den umliegenden Dörfern auf der Putzhagener Düne ihre letzte Ruhe fanden, ist heute nicht mehr zu ermitteln. Unbekannt ist auch der Name der zuerst Bestatteten, die den Zorn des Bauern Witthoff so erregte. Sichtbar sind auf dem Gelände nur noch die Reste von zehn Grabsteinen. Einige von ihnen sind stark verwittert, so dass ihre Inschriften unlesbar sind. Pastor Hans-Joachim Mielke bemühte sich im Frühjahr 1976 mit einigen Konfirmanden um eine Bestandsaufnahme. Danach ist das jüngste Grab das von Isaac Langbein, der am 3. Januar 1869 verstarb.

Insgesamt sechs weitere Gräber sind seitdem namentlich identifiziert (Sterbejahr in Klammern): Regina Löwenbach (1855), Emanuel Löwenbach (1859), Malchen Garty (1861), Abraham Mosheim (1862), Adelheid Meyer (1863) und Hermann Wolf (1864).

Auf Initiative des Gemeindevorsitzenden Josef Herzberg war auf einem städtischen Gelände an der Böhmerstraße ein neuer Friedhof angelegt worden. Als letzter von 74 Menschen wurde dort am 27.1.1941 Josef Meinberg bestattet, ihm folgte noch das Kind einer Zwangsarbeiterin im September 1946.

Anders als während der NS-Zeit besteht heute keine Gefahr für den alten jüdischen Begräbnisplatz. Seit 1988 steht er als Baudenkmal, als ein bedeutendes Dokument der Zeitgeschichte sowie als Mahn- und Gedenkstätte, unter Schutz.

Erstellt nach Quellen
im Stadtarchiv Gütersloh

Literaturhinweis

Jehuda Barlev: Juden und jüdische Gemeinde in Gütersloh 1671 bis 1943

Jürgen Kindler, Wolfgang Lewe: Judenfriedhöfe in Rheda und ihre Geschichte zwischen 1600 und 1969

Elfi Pracht (Hg.): Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen

Autorenangabe

Wolfgang Hein (*1950) freier Autor und Blogger, war viele Jahre in der Pressestelle der Stadt Gütersloh tätig und dort für die Kommunikation im Internet zuständig. Jahrelang regelmäßige Veröffentlichungen in den Monatsmagazinen „guetsel“ und „Carl“, jetzt in der Tageszeitung „Die Glocke“.

Bring' Farbe in dein Leben

Malerarbeiten
Bodenbeläge
Raumausstattung



**HAMBRINK
GRABKE**

GmbH & Co. KG

Düppelstr. 3 · 33330 Gütersloh
Tel. 05241 20898 · Fax 05241 25689
info@hambrink-grabke.de
www.hambrink-grabke.de

Zeugnisse des Glaubens

FLURKREUZE, BILDSTÖCKE UND
HEILIGENHÄUSCHEN IN GÜTERSLOH

von Johannes W. Glaw

Sie sind Ausdruck einer katholisch geprägten Volksfrömmigkeit, die sich zwar auch im städtischen Umfeld, insbesondere aber im ländlichen Raum manifestiert: Flurkreuze, Bildstöcke und Heiligenhäuschen. Dort stehen sie an Feldfluren, nicht selten im Verbund mit großen Bäumen, oder finden sich im Bereich von Hofstellen.

Nicht anders im Gütersloher Gebiet, wobei die Verteilung auf die einzelnen Stadtbezirke höchst unterschiedlich ist, und zwar bedingt durch die religionsgeschichtliche Entwicklung seit der Reformationsbewegung im Jahre 1517. Die anschließenden Auseinandersetzungen zwischen Katholizismus und Protestantismus endeten erst mit dem 1555 ausgehandelten *Augsburger Religionsfrieden*, der hierzulande die Religionsfreiheit garantierte. Seither galt auf deutschem Gebiet:

„Cuius regio, eius religio.“
(lat.: Wessen Herrschaft, dessen Glauben.)

Und so bestimmte fortan die religiöse Ausrichtung eines Landesherrn auch die seiner Untertanen, womit die Landesgrenzen nun häufig auch zu Religionsgrenzen wurden. Bei mehr als 400 weltlichen und geistlichen Herrschaften im Heiligen Römischen Reich war auf diese Weise ein religiöser „Flickenteppich“ entstanden.

Gleich drei Territorialherren teilten sich damals das heutige Gebiet der Stadt Gütersloh: die protestantische Herrschaft Rheda im Norden (mit Pavenstädt, Blankenhagen, Gütersloh-Stadt, Nordhorn und Sundern), die ebenfalls protestantische Grafschaft Ravensberg im Nordosten (mit Isselhorst, Niehorst, Hollen und Ebbesloh) und das zum (zunächst noch) katholischen Fürstbistum Osnabrück gehörende Amt Reckenberg im Süden (mit Kattenstroth, Spexard, Avenwedde und Friedrichsdorf). Nachdem mit dem *Religionsfrieden* eine Zeit des Nebeneinanders der beiden Konfessionen angebrochen war, traten zu Beginn des 17. Jahrhunderts die früheren Streitigkeiten wieder verstärkt zutage. Sie mündeten in der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648), in dem die beiden Söldnerheere (der Katholischen Liga oder der Protestantischen Union) die mitteleuropäischen Länder verwüsteten, ohne dass eine der beiden Parteien den Krieg für sich entscheiden konnte. Erst nach mehrjährigen Verhandlungen in Münster und Osnabrück wurde er mit einem von allen Beteiligten unterzeichneten Abkommen beendet, dem Vertrag zum *Westfälischen Frieden*.

Damit sollten auch hinsichtlich der Religion nun stabile Verhältnisse innerhalb der deutschen Lande geschaffen sein, aber

ein Passus in den Ausführungsbestimmungen verhinderte dies insbesondere für den Gütersloher Raum. Für das Fürstbistum Osnabrück (und damit auch das Amt Reckenberg) war nämlich die *Alternation* beschlossen worden: der dortige Bischofsstuhl sollte zukünftig abwechselnd mit einem katholischen Wahlbischof bzw. einem protestantischen Bischof aus dem Herzogtum Braunschweig-Lüneburg besetzt werden. Das hatte zur Folge, dass das osnabrückische Hochstift nun einem steten Wechsel zwischen Katholizismus und Protestantismus unterworfen war. Der erste weltliche Bischof in Osnabrück war Ernst August von Braunschweig-Lüneburg (1662-1698). Ihm folgte ein katholischer Wahlbischof, bevor mit Ernst August II. von

Braunschweig-Lüneburg (1716-1728) wieder ein lutherischer Bischof die Herrschaft übernahm. Schon kurz nach Beginn seiner Amtszeit forderte er einen Bericht über die Anzahl der „Bilderhäuser, Creutze und sog. Heiligen Bilder“ im Amte Reckenberg. In einer Aufstellung vom 9. Mai 1717 meldete Regierungs-Advokat Meyer nach Osnabrück, dass es „in specie der Bauschaft Offenwedde ad 4-5 wonicht mehrere befindlich sein. 1. bey Dreyßen Schallücken, 2. bey Woestmann, 3. bey Hartmann, 4. bey Strange (letzteres 1709 errichtet).“¹ Als Antwort wurde den Beamten vor Ort aufgegeben, den Erbauern „mit Nachdruck sofort anzudeuten, daß sie selbige innerhalb von 14 Tagen wieder weg zu räumen, oder, solches auf ihre Kosten geschehe, nebst ernstlicher Bestrafung ihres Ungehorsams“. Daraufhin sind die meisten Flurkreuze und Heiligenhäuschen wohl entfernt worden, aber nicht alle, wie der Bildstock von 1701 an der Alten Osnabrücker Straße belegt.

Auf Ernst August II. folgte mit Clemens August I. von Bayern (1728-1761) ein katholischer Wahlbischof, in dessen Amtszeit wieder Kreuze errichtet, Heiligenhäuschen gebaut werden durften. Nach seinem Tod und einer kurzen Zeit der Vakanz auf dem Bischofsstuhl wurde 1764 Friedrich August, Herzog von York und Albany, der erst einjährige Sohn des englischen Königs Georg III., zum evangelischen Fürstbischof von Osnabrück gewählt, ein Amt, das er als letzter Regent bis zum Jahre 1802 innehatte. Auf ein von seiner Seite hin erlassenes Dekret meldete

Bildstock von 1701
an der Alten Osnabrücker Straße
Bild: Johannes W. Glaw

¹ Landesarchiv NRW, Münster, Amt Reckenberg, Amtsakte 49.

1768 der Vogt für die Bauerschaft Spexard „pflichtgemäß, daß in der Wüste-Vogt [Spexard, Verf.] bey folgenden crucifixe, und Heiligen Bilder vorhanden seyen, welche währendt der vorigen und jetztigen Hohen Regierung dahin gesetztet, und errichtet werden, als nemlich in der Bauschaft Avenwedde: bey Hans tom Hackenkotten ein drucifixe, Flotgert ein crucifixe, Mörser ein Heiligen Häußchen ...“. Abermals mussten Flurkreuze und Bildstöcke auf amtliches Geheiß hin entfernt werden, nun allerdings angesichts der Auflösung des Fürstbistums in napoleonischer Zeit zum letzten Mal.

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass es auf Gütersloher Gebiet mit Ausnahme des Bildstockes von 1701 keine Kreuze und Heiligenhäuschen aus dem 18. Jahrhundert gibt, sondern dass alle erst aus dem 19. bzw. 20. Jahrhundert stammen. Heute existieren noch insgesamt 26 Hof-, Flur- und Wegekreuze, 16 Bildstöcke und 25 Heiligenhäuschen, und zwar insbesondere in den katholischen Bauerschaften Avenwedde, Spexard, Friedrichsdorf und Kattenstroth. Lediglich jeweils zwei dieser sakralen Objekte stehen in Nordhorn und Pavenstädt.²

Christus triumphans/ Berensweg
Bild: Johannes W. Glaw

² Ein ausführlicher Katalog aller Sakralobjekte in Glaw 2020.

Zu den Flur- und Hofkreuzen

Bei den am Wegesrand stehenden Flur- bzw. Wegekreuzen wie bei den Hofkreuzen handelt es sich fast immer um Kruzifixe, also mit dem ans Kreuz genagelte Heiland, dessen Opfertod zum Sinnbild für die Erlösung der Menschheit geworden ist. Diese Darstellung findet sich typologisch in der Kunstgeschichte in zwei unterschiedlichen Formen: Christus als *Triumphans*, als König und Sieger über den Tod bzw. Christus als *Patiens*, als leidender, im Todeskampf befindlicher Gottessohn.

Der erste Typus geht auf das frühe Mittelalter zurück und zeigt sich in einer auf-



rechten, kaum bewegten Haltung der Figur, eine Krone auf dem Kopf tragend, die Füße nebeneinander auf einem Fußblock stehend. Am Kreuz fixiert ist er daher auch mit vier, durch Hände und Füße getriebenen Nägeln (Viernageltypus).

Mit dem Hochmittelalter rückten die Qualen des Gekreuzigten und seines Todes in den Mittelpunkt der Darstellung, verbildlicht im *Patiens* durch den gepeinigten Körper und das auf die Brust gesunkene Haupt mit der Dornenkrone. Häufig sind die Füße nun übereinandergestellt und nur von einem einzigen Nagel durchbohrt (Dreinelageltypus).

Eine Sonderform des Kruzifixes, die allerdings in Gütersloh nur ein einziges Mal vorkommt, stellt das *Arma-Christi*-Kreuz dar.

Christus patiens findet sich in der Worth und am Plümersweg

Bilder: Johannes W. Glaw



Hier sind neben dem Gekreuzigten und der INRI-Tafel auch noch einige der im erweiterten Sinne *Arma*, also der Instrumente seines Martyriums verbildlicht: Säule und Geißel, Hammer und Kreuzigungsnägel, Essigschwamm und Lanze.

Wenn in den letzten Jahrzehnten einige dieser religiösen Zeichen entweder ganz aus der Landschaft verschwunden oder „umgezogen“ sind, dann aus unterschiedlichen Gründen. Manchmal war es die Aufgabe eines landwirtschaftlichen Betriebes, verbunden mit der Ausweisung von Agrarflächen als Bauland, manchmal waren es Verkehrsprojekte wie der Ausbau von Straßen, die die Entfernung, im besten Fall die Umsetzung notwendig gemacht hatten. Nicht selten war es aber auch Vandalismus, der zur Beschädigung oder Zerstörung einzelner Objekte geführt hat, was manch einen Hofbesitzer dazu veranlasste, Flurkreuze von ihren früheren Standorten auf den unmittelbaren Hofbereich zu verlagern, um sie dort ständig unter Aufsicht zu haben. Sie wurden so zu Hofkreuzen.

Zu den Bildstöcken

Als Bildstöcke seien an dieser Stelle Säulen oder Pfeiler (aus Stein oder Mauerwerk) angesprochen, die mit einem plastischen oder gemalten Andachtsbild versehen sind. Bis ins 14. Jahrhundert zurückzuverfolgen, haben sich im Laufe der Zeit verschiedene Typen herausgebildet. Während *Tabernakelpfeiler* mit ihrem kastenartigen Aufsatz zur Aufnahme einer Heiligenfigur zu den ältesten Formen gehören, bei uns aber nicht vorkommen, treten ab der Mitte des 16. Jahrhunderts *Breitpfeiler* in Erscheinung. Gemauert und

mit einem kleinen Dach versehen befindet sich der/die Heilige oder dessen/deren Bild nun in einer ausgesparten Nische. Mehrfach sind sie in Gütersloh mit einem Mosaik oder Relief ausgestattet, das sich auf das „Gnadenbild von Schönstatt“ bezieht.

Von den für die Zeit des Barocks, also des 17./18. Jahrhunderts typischen, figuralen Bildstöcken gibt es bei uns nur sehr wenige, die allerdings ausnahmslos erst nach dem Zweiten Weltkrieg von außerhalb „importiert“ und zudem häufig umgestaltet worden sind.

Breitpfeiler an der Avenwedder Straße

Bild: Johannes W. Glaw



Zu den Heiligenhäuschen

Im Unterschied zum Kruzifix, das sich gedanklich unmittelbar mit dem Opfertod Christi verbindet, sind die nicht selten aufwändig gestalteten Heiligenhäuschen mit ihren Heiligenfiguren nicht nur ein religiöses Bekenntnis, sondern auf die individuellen Wünsche und Hoffnungen der Stifterfamilie ausgerichtet. Oft sind es einschneidende Ereignisse in deren Leben, zumeist mit einer existentiellen Bedrohung verbunden: Krankheit oder Tod, Epidemien oder Kriege. Waren solche Katastrophen im Auftreten absehbar, dann spielten „Gelübde“ eine große Rolle, die im Falle einer Verschonung die Errichtung einer „Votivgabe“ versprachen - und die dann natürlich später auch eingehalten wurden. Ähnliches gilt für lebensbedrohliche Situationen des Einzelnen, wobei im Falle einer Errettung aus Lebensgefahr die Errichtung eines Heiligenhäuschens zum Ausdruck der persönlichen Dankbarkeit für die göttliche Hilfe wurde.

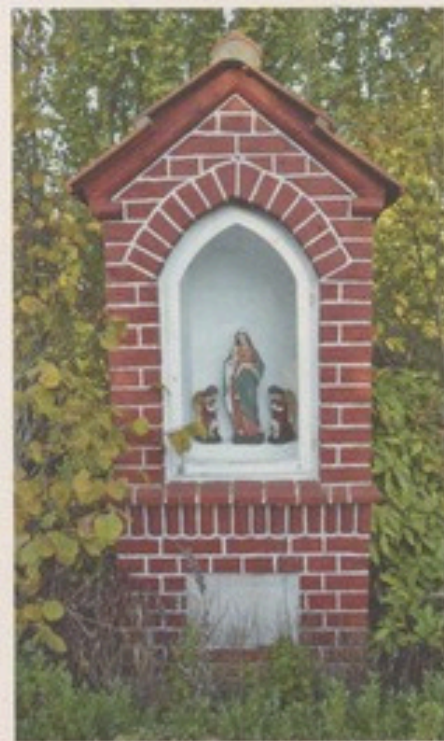
Architektonisch gliedern sie sich zumeist in einen Sockel und ein mit einer Nische versehenes „Gehäuse“ mit dem Bildwerk, das durch ein Fenster oder Gitter geschützt wird. Der Dachabschluss kann unterschiedliche Formen annehmen; nicht selten ist er mit einem Kreuz bekrönt. In der Regel nahe am Wohnhaus gelegen, steht im Zentrum die Verehrung der/des im Gehäuse präsentierten Heiligen. Neben Herz-Jesu-Figuren finden sich besonders häufig Darstellungen mit der Gottesmutter Maria: als Mutter mit dem Jesuskind auf dem Arm, im Rahmen der

Heiligenhäuschen mit „Herz-Jesu-Statue“/
Immelstraße

Bild: Johannes W. Glaw

Pietà als Mutter, die ihren toten Sohn auf dem Schoß hält, oder als Himmelskönigin. Aber auch andere wie etwa der Hl. Joseph (als Zimmermann und Baumeister) werden in Gütersloh verehrt. Dabei dürfte die Entscheidung der Stifter für einen Heiligen oder das Motiv der Darstellung nicht selten vom Anlass der Errichtung bestimmt sein, so z.B. „Maria als Königin“, falls jemand als Soldat gesund aus dem Krieg zurückgekehrt war, bzw. eine „Pietà“, wenn eines Toten oder Gefallenen gedacht werden sollte.

Standen vormals nicht selten wertvolle Bildwerke in den Heiligenhäuschen, so sind derzeit fast alle von ihnen durch Kopien oder maschinell gefertigte Devotionalien ersetzt. Das geschah vor allem aus Sicherheitsgründen, denn in den 1970/1980er-



Heiligenhäuschen mit „Pietà“/
ehem. Hof Meier Spexard

Bild: Johannes W. Glaw

Jahren wurden immer wieder Heiligenhäuschen aufgebrochen, um die Figuren für den Antiquitätenmarkt zu stehlen; nur wenige sind später im Zuge polizeilicher Ermittlungen wieder aufgetaucht.

Angesichts der familiengeschichtlichen Bindung ist es nicht verwunderlich, dass sich die Besitzer und deren Familien für die Kreuze und Heiligenhäuschen verantwortlich fühlen und sich um sie kümmern, und dies über viele Generationen hinweg bis in die heutige Zeit. Das beinhaltet nicht nur die Pflege und Betreuung im Alltag, sondern insbesondere auch den Blumenschmuck im Rahmen christlicher Feiertage. Denn in den einzelnen Kirchengemeinden sind sie bisweilen bis heute Stationen bei Malandachten oder Fronleichnamprozessionen.

Literaturhinweis

Glaw, Johannes W. (2020), Zeugnisse des Glaubens. Flurkreuze, Bildstöcke und Heiligenhäuschen in Gütersloh. Bielefeld 2020

Autorenangabe

Johannes W. Glaw M.A. ist nach einem Studium der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie an der Universität Münster seit 2010 Beauftragter für die Bodendenkmalpflege im Rahmen der Stadtarchäologie Gütersloh.



Bestattungen Lohmann

www.Bestattungen-Lohmann.de

Friedhofstraße 33 - 33330 Gütersloh

Tel. 05241 - 38202

info@Bestattungen-Lohmann.de

Wir sind Tag und Nacht für Sie erreichbar
und stehen Ihnen bei allen Entscheidungen
und Formalitäten zur Seite.

Wir beraten Sie kostenlos über Möglichkeiten
zur Bestattungsvorsorge.



Historische Grenzsteine in Gütersloh

EIN NACHTRAG

von Johannes W. Glaw

Territoriale Ansprüche waren seit jeher Anlass für politische und militärische Auseinandersetzungen. Nicht selten wurden Kriege geführt, um sie geltend zu machen, bis nach oft langwierigen Verhandlungen endlich eine Grenze festgeschrieben wurde, die anschließend, auch nach außen sichtbar, noch mit Grenzsteinen zu kennzeichnen war.

Von derartigen, sich im Laufe der Geschichte immer wieder ändernden Grenzlinien gibt es mehrere im Gütersloher Raum, den sich im 16. Jahrhundert gleich sechs Territorialherren teilten. Eine dieser Grenzstrukturen trennt das damalige Amt Reckenberg, eine Exklave des Fürstbistums Osnabrück, und die Grafschaft Rietberg, vormals vermarkt mit 60 Grenzsteinen. Davon sind 21 als „heute noch vorhanden“ bekannt¹, wobei im Frühjahr 2020 nun ein weiterer, bis dato noch nicht erfasster Stein neu hinzugekommen ist. Wohl als No.11 innerhalb dieser Grenzlinie anzusprechen, dürfte er vormals dort gestanden haben, wo sich heute an der BAB-Anschlussstelle Gütersloh die Auffahrt Richtung Dortmund befindet. Schon vor

Jahrzehnten von dort entfernt, steht er nun in einem Vorgarten am Bornweg in Spexard.

Auch die Grenze zwischen dem Amt Reckenberg, dessen Territorium an dieser Stelle damals gerade noch 500 m breit war², und der Grafschaft Rietberg war in früheren Zeiten Gegenstand heftiger Streitigkeiten, die erst im Januar 1569 mit einem zwischen den beiden Parteien geschlossenen Grenzvertrag³ beendet wurden, der allerdings nur für den westlichen Grenzabschnitt galt. Der östliche Teil der Grenze zwischen Ölbach und Dalke blieb auch weiterhin strittig. Für ihn wurde erst im Oktober 1583 eine vertragliche Vereinbarung⁴ getroffen, gemäß derer dieser Abschnitt mit 12 Grenzsteinen durchgehend gekennzeichnet werden sollte (in einer Aufstellung aus dem Jahr 1773 mit No.4 bis No.15 bezeichnet).

Um möglichen, nicht selten auch absichtlichen Grenzveränderungen (wie dem „Versetzen“ von Steinen zum eigenen Vorteil) vorzubeugen, zugleich auch das Vorhandensein und die Unversehrtheit der

¹ Vgl. Glaw 2017, S. 185 ff.

² Vgl. dazu die Grenzkarte, auf deren linker Seite bereits die Grenze zwischen dem Amt Reckenberg und der Herrschaft Rheda mit dem dortigen Stein No. 7 markiert ist.

³ Vgl. König 1939, S. 121 ff.

⁴ Vgl. Landesarchiv NRW, Münster, Amt Reckenberg - Osnabrücker Zentralbehörden, Akte Nr. 3.



Auf dem Grenzstein sind die Wappen des Fürstbistums Osnabrück und der Grafschaft Rietberg zu erkennen.

Bilder: Johannes W. Glaw

Grenzmarkierungen zu kontrollieren, fanden in einem festgelegten Turnus Begehungen gemeinsamer Grenzkommissionen in Form von Revisionen statt. So gab es auch im Jahr 1773 eine vollständige Revision der Grenzlinie Reckenberg-Rietberg, bei der die Kommission unter Leitung der Vögte Klein aus Langenberg und Schirmeyer aus der Wöstvogtei (Bauerschaft Spexard) feststellte, dass die Grenze tatsächlich an vielen Stellen „verdunkelt“ war, dass also Steine fehlten oder stark beschädigt

waren. Daraufhin wurde zwischen den beiden Parteien ein neuer Grenzvertrag geschlossen, der 1774 ratifiziert wurde und in dem man zugleich übereinkam, 29 neue Grenzsteine (knapp die Hälfte der ursprünglichen 60) anfertigen zu lassen und die diesbezüglichen Kosten zu teilen - was im Hinblick auf die Herstellung, den Transport zu den Bestimmungsorten und die anschließende Aufrichtung sowohl in logistischer als auch in finanzieller Hinsicht ein aufwändiges Unterfangen war.

Da die Vermarkung dieser Grenze sich insgesamt über einen Zeitraum von fast 200 Jahren „aufgebaut“ hatte, Steine also zu unterschiedlichen Zeiten ergänzt oder auch ersetzt worden waren, ist es nicht verwunderlich, dass deren äußeres Erscheinungsbild nicht einheitlich ist. Das

lässt sich schon an dem kurzen Abschnitt zwischen den Steinen No. 4 und No. 11 in Spexard nachvollziehen.

Für die Aufstellung einer chronologischen Abfolge ist man daher auf einen typologischen Vergleich angewiesen.



Karte der Grenze Reckenberg-Rietberg mit den Positionen der Steine No. 4 bis No. 11 (rot: Grenzstein in situ; grün: Grenzstein, umgesetzt)

Bild: Johannes W. Glaw

Und hier dürfte die neu hinzugekommene No. 11 zu den ältesten, vielleicht sogar schon vor 1673 errichteten Steinen an dieser Grenzlinie zählen.⁵ Bei 62 cm Höhe und 34 cm Breite zeigt der Grenzstein auf beiden Seiten einfach gestaltete hoheitliche Zeichen. Gefasst in ein polygonales Wappenfeld, sind sie ohne plastische Ambitionen lediglich als lineare Konturzeichnung angelegt: frontseitig das sechsspeichige Rad des Osnabrücker Fürstbistums, gegenseitig der Rietberger Adler im Wappenfeld. Eine Jahreszahl wie auch eine Läufernummer fehlen; letztere könnte aber vormals vorhanden gewesen sein, wie man an dem auf dem Kopf gerade noch fassbaren Buchstaben N erkennen kann.

⁵ Hinsichtlich Größe und Gestaltung entspricht er Stein No. 8 am Hof Kaupenjoahn, im Lütken Ort, der aus derselben Serie stammen dürfte.

Diese Angaben fehlen zwar auch am Grenzstein No. 4 (in situ direkt an der bis hierher die Grenze markierenden Dalke, westlich eines Kottens nahe des Hofes Otterpohl), aber dort sind die Hoheitszeichen bereits in halbplastischer Ausbildung in ein kreisförmig eingetieftes Medaillon gesetzt. Das deutet auf eine Anfertigung in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts hin. In das Jahr 1774, und damit zu den 29 aufgrund der Revision von 1773 gehörenden Grenzsteinen datieren schließlich die Steine No. 5 (auf einer Wiese westlich des Hofes Otterpohl) und No. 7 (auf dem Hof Feldhans, Spexarder Straße 198), wobei bei ihnen sogar oberhalb des Rietberger Adlers die Jahreszahl 1774 eingeschlagen ist.

Literaturhinweis

Glaw, Johannes W. (2017), *Vieler Herren Länder. Historische Grenzsteine im Kreis Gütersloh*. Bielefeld 2017

König, Joseph (1939), *Das Fürstbischöflich-Osnabrückische Amt Reckenberg in seiner territorialen Entwicklung und Inneren Gestaltung*. Münster 1939

Autorenangabe

Johannes W. Glaw M.A. ist nach einem Studium der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie an der Universität Münster seit 2010 Beauftragter für die Bodendenkmalpflege im Rahmen der Stadtarchäologie Gütersloh.

Als „Der weiße Tod“ in Gütersloh herrschte

DER EHEMALIGE STRAFGEFANGENE HERMANN SCHMIDTKUNZ AUF „MENSCHENJAGD“ IN GÜTERSLOH IM SOMMER 1945

von Norbert Ellermann und Rudolf Herrmann

In den Monaten und Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges herrschte in Gütersloh eine besondere Atmosphäre, die der Leiter des Arbeitsamtes im Jahr 1946 so beschrieb: „Die Menschen sind zerbrochen, müde, apathisch und gleichgültig geworden. Eine lähmende Lethargie bereitet sich aus. Hunger und Hoffnungslosigkeit sind die Zeichen dieser Zeit.“ Gütersloh gehörte nach dem Einmarsch der US-Amerikaner seit Juni 1945 zur britischen Besatzungszone und hier herrschte von den neuen Machthabern anfänglich eine Politik der „Nicht-Fraternisierung“ - die Kontakte zwischen Besatzungssoldaten und der Bevölkerung waren streng geregelt. Bis zum Dezember 1946 verboten die Briten sogar Lieferungen von Nahrungsmitteln in ihre Besatzungszone.

In diese Zeit der allgemeinen Unsicherheit fiel das Gebaren des ehemaligen Strafgefangenen Hermann Schmidtkunz. Dieser wurde in der Bevölkerung aufgrund seines weißen Anzuges und eines widerrechtlich beschlagnahmten weißen Cabrio-PKW als „Der weiße Tod“ bezeichnet. Er ging im Sommer 1945 in Gütersloh auf die Jagd besonders nach jungen Männern, die seiner Meinung nach wichtige Funktionäre in der NSDAP und besonders in der HJ gewesen sein sollen.

Der Gütersloher Zeitzeuge und Heimatforscher Rudolf Herrmann beschäftigt sich schon seit längerer Zeit mit der Person des Hermann Schmidtkunz. Er suchte im Stadtarchiv Gütersloh nach Informationen und befragte Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Er stellte für seine eigene historische Sammlung einen abschließenden Bericht zusammen, der für dieses Heft von dem Historiker Norbert Ellermann ergänzt und in den historischen Kontext eingegliedert wird.

Vorleben

Hermann Heinrich Schmidtkunz wurde am 29. März 1915 in Rüstringen im damaligen Großherzogtum Oldenburg als Sohn von Hermann Schmidtkunz und Emma Schulze geboren. Als 20jähriger wurde Schmidtkunz Jr. wegen Betruges erstmalig verurteilt. Dazu kamen später noch weitere Verurteilungen wegen Unterschlagung, Urkundenfälschung, Diebstahl und aufgrund des bis 1994 gültigen Paragraphen 175 auch wegen „Unzucht mit Männern.“ Insgesamt saß er bis zum Jahr 1940 54 Monate im Gefängnis. Am 10. April 1940 wurde er von einem Kriegsgericht der Wehrmacht in Potsdam wegen fortgesetz-

ten Rückfallbetruges und unerlaubter Entfernung von der Truppe zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Er kam in das Strafgefangenenlager Esterwegen bei Papenburg, wo er zuletzt als Kapo eingesetzt war, d. h. als Funktionshäftling, der der Lagerleitung zuarbeitete und dadurch Vorteile hatte. Dieses Lager unterstand ab Januar 1937 dem Reichsjustizministerium, während das vorherige 1936 aufgelöste KZ Esterwegen unter SS-Bewachung stand. Im April 1945 befreiten die West-Alliierten die Emslandlager, zu denen Esterwegen gehörte, und auch Hermann Schmidtkunz war am 21. April wieder frei. Er bot den Briten in Papenburg an, bei der Suche nach ehemaligen NS-Funktionären behilflich zu sein und erhielt dafür am 1. Mai bzw. 9. Mai 1945 eine Bescheinigung, die ihn als Beauftragter der britischen Militärregierung auswies. Sofort führte Hermann Schmidtkunz eigenmächtig Beschlagnahmen und Verhaftungen durch, wobei vor allem die Beschlagnahmen seinem persönlichen Wohlergehen dienten. Nach dem Versuch einer, wie es in den Dokumenten heißt, „widernatürlichen Unzucht“ wurde ihm Ende Mai 1945 in Papenburg „der Boden zu heiß“, setzte sich ab und gelangte nach Gütersloh, wo er sich niederließ.

„Der weiße Tod“ in Gütersloh

Am 7. Juli 1945 heiratete Hermann Schmidtkunz Helene Dreskornfeld vom gleichnamigen Seifengeschäft in der Köckerstraße 22. Diese hatte er kennengelernt, als er nach eigenen Angaben von Papenburg kommend in Gütersloh bei der Familie Dreskornfeld an deren Hof an der Berliner Straße 393 eintraf: „Als ich dort

ankam, traf ich eine in tiefstem Leid liegende Familie an. Man hatte dort tiefe Trauer, da man vor 14 Tagen, nämlich am 15. 5. 45., die Tochter des Hauses, die Mitinhaberin des Geschäfts meiner Frau, Johanna D. [Dreskornfeld] ermordet hat“. Johanna Dreskornfeld wurde von ehemaligen polnischen Zwangsarbeitern bei einem Einbruch in das Bauernhaus erschossen. Die Ehe mit Helene Dreskornfeld wurde vom Landgericht Bielefeld bereits am 13. Mai 1949 wieder rechtskräftig geschieden. In der Zwischenzeit hatte Hermann Schmidtkunz in der Kahlertstraße 209 am 18. Juli 1945 ein Büro für „Organisation und Propaganda“ gegründet, das den Zweck hatte, das Kulturleben in Gütersloh wieder in Gang zu bringen. Für die Durchführung von Veranstaltungen war die Genehmigung der britischen Militärregierung erforderlich. Viele der von Schmidtkunz abgehaltenen Veranstaltungen wurden von ihm jedoch mehr schlecht als recht organisiert und durchgeführt.

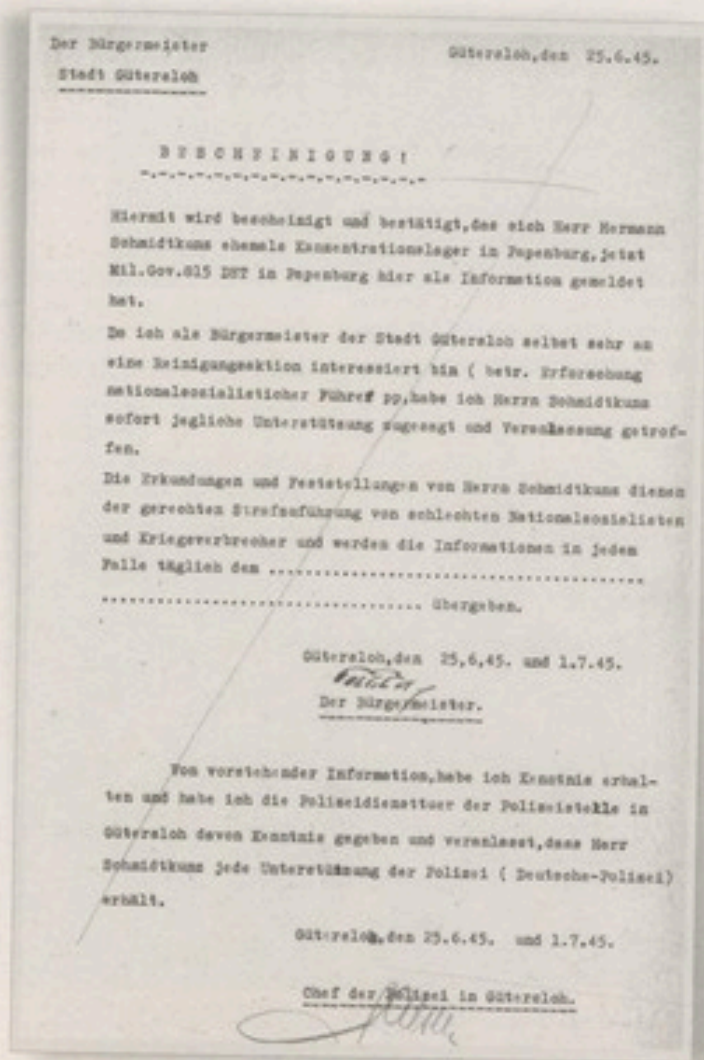


Das einzig überlieferte Bild von Hermann Schmidtkunz veröffentlichte die Tageszeitung „Die Welt“ bei seiner Verurteilung 1976.

Foto: dpa

Parallel meldete sich Hermann Schmidtkunz - mit der Bescheinigung der britischen Militärregierung aus Papenburg in der Hand - beim Bürgermeister Paul Thöne sowie der britischen Militärregierung und bot seine Dienste als sogenannter Informator an. Er wollte nach eigener

Aussage ehemalige Nationalsozialisten suchen, bei der britischen Militärregierung anzeigen und damit zur Aufklärung des von diesen Personen begangenen Unrechts beitragen. Dieses lag auch im Interesse der deutschen Behörden. Bürgermeister Paul Thöne stellte ihm daraufhin am 25. Juni



Bescheinigung vom 25. Juni und 1. Juli 1945 von Bürgermeister Paul Thöne für Hermann Schmidtkunz.
Bild: Stadtarchiv Gütersloh

und am 1. Juli 1945 je eine Bescheinigung aus, die ihn auch in Gütersloh als Mitarbeiter für die britische Militärregierung auswies.

Ausgestattet mit einem weißen Anzug mit dem Stadtwappen von Gütersloh gab sich Hermann Schmidtkunz als „Polizeichef“ aus und beschlagnahmte widerrechtlich Gegenstände aller Art. Von der Bäckerei des vor Leningrad gefallenen Bäckermeisters Wilhelm Baumann an der Wilhelmstraße 5 (heute Carl-Bertelsmann-Straße) beschlagnahmte er im Sommer 1945 rechtswidrig einen weißen Cabrio-Pkw der Marke „Adler Junior“.

Mit diesem Auto fuhr er durch Gütersloh und nahm ehemalige NS-Funktionsträger und HJ-Führer fest. Diese übergab er der

britischen Militärregierung, die sie dann in die Senne nach Staumühle, zwischen Hövelhof und Paderborn gelegen, in das dortige Internierungslager brachten. Im Laufe der Zeit bekam Hermann Schmidtkunz von der Bevölkerung den Beinamen „Der weiße Tod“.

Rudolf Herrmann bekam von dem 1929 in Gütersloh geborenen Hermann Silgmann, der 1945 mit seinen Eltern in der Barkeystraße 13 wohnte, einen am 19. Juli 2015 verfassten Bericht über Hermann Schmidtkunz. Im Folgenden ein Auszug des Berichtes, in dem er die Verhaftung junger HJ-Führer schildert.

„Einige meiner Freunde, frühere kleine HJ-Führer, waren in Not, weil ein Herr Schmidtkunz, aus einem KZ [richtig Strafgefangenenlager] entlassener Mann, in



Erhalten gebliebene Fotos von Bäckermeister Klaus Baumann, Sohn von Wilhelm Baumann, zeigen den von Hermann Schmidtkunz beschlagnahmten Pkw. Links Frieda Baumann, z.v.r. ihr Ehemann Wilhelm Baumann. Die anderen beiden Personen sind unbekannt. Der „Adler Junior“ hat das Kennzeichen: IX 261754. Das IX stand damals für Westfalen.

Bild: Sammlung Klaus Baumann, Gütersloh



Am Pkw steht Frieda Baumann. Im Auto sitzt ihr Ehemann Wilhelm Baumann.

Bild: Sammlung Klaus Baumann, Gütersloh

Gütersloh zunächst mit einem englischen Jeep unterwegs war, um die Jungs zu kassieren. Einen Jungen, Robert Kotzeck, (...) hatte er mit einer Pistole unter Druck gesetzt. Robert Kotzeck saß auf dem Beifahrersitz und musste Schmidtkunz die Jungen mit Namen und Adresse nennen, die er auf dem „Kieker“ hatte. (...) Schmidtkunz lieferte die Erwischten bei der britischen Militärpolizei ab. (...) Später sah ich diesen Burschen Schmidtkunz mit dunkler Sonnenbrille oft in einem weißen Cabriolet durch Gütersloh fahren. Die Gedanken, ihm eine ordentliche Tracht Prügel oder mehr zu verabreichen, wurden oft unter uns debattiert. Leider hatten wir doch nicht den Schneid dazu“.

Am 7. August 1945 hatte Bürgermeister Paul Thöne eine Unterredung mit Hermann Schmidtkunz. Der Briefwechsel zeigt schon sehr früh das schwindende Vertrauen des Bürgermeisters. Von der Unterredung mit Hermann Schmidtkunz hatte der Bürgermeister eine Abschrift an die britische Militärregierung des Kreises Wiedenbrück,

zu dem Gütersloh gehörte, in Wiedenbrück geschickt und in dem beigelegtem Brief mitgeteilt, dass er über das Vorleben von Hermann Schmidtkunz Informationen einholen will. Außerdem bat er, keine Genehmigungen mehr für Veranstaltungen des Hermann Schmidtkunz zu erteilen. Im Einvernehmen mit der britischen Militärpolizei fuhr der Gütersloher Polizeichef Haeseler am 14. August 1945 nach Papenburg. Aufgrund der dort getroffenen Feststellungen ist Hermann Schmidtkunz noch am Nachmittag desselben Tages verhaftet worden und kam in Untersuchungshaft, die bis 1947 dauerte.

Zusätzlich flog der Schwindel von Hermann Schmidtkunz in Gütersloh bei einer seiner illegalen Aktionen auf. Nach der Veröffentlichung einer Kurzform der von Rudolf Herrmann erstellten Dokumentation über den „Weißen Tod“ in den drei Gütersloher Zeitungen am 10. und 11./12. Juli 2015 haben sich mehrere Personen bei ihm gemeldet, die etwas über Hermann Schmidtkunz sagen konnten. Einer von



Auch Friedel Johannfunke, hier auf dem Bild als Führer des Hitlerjugend-Spielmannszugs Gütersloh bei einer Ansprache auf dem Gelände der ehemaligen Brauerei, wurde von Hermann Schmidtkunz verhaftet und kam in das Internierungslager Stau-mühle.

Bild:
Stadtarchiv Gütersloh

ihnen ist Friedrich-Wilhelm Demuth, der sich an einen Betrugsversuch des Hermann Schmidtkunz im Sommer 1945 erinnerte. Wilhelm Demuth wohnte, damals 16 Jahre alt, mit seinen Eltern in der Weinbrennerei und Domhof-Destilliererei an der Neuenkirchener Straße 39-41. Sein Vater war Eigentümer der Brennerei. (Das eigentliche Wohnhaus der Familie Demuth in der Emilienstraße 2 war von der britischen Besatzungsmacht beschlagnahmt.) Hier wurden u. a. hochwertige französische Alkoholspezialitäten hergestellt. Plötzlich schellte Hermann Schmidtkunz an der Tür und übergab ihm einen Zettel. Demnach sollte er 60 Flaschen besten französischen Cognac der Marke „XO“ für die Besatzungsmacht beschlagnahmen. Unterschrieben war der Zettel mit dem Namen Elkefeld (abgeleitet von Ilefeld). Da die Spirituosen unter Zollverschluss lagen, konnte er nichts herausgeben. Hermann Schmidtkunz sagte dann, dass er in drei Tagen wiederkommen würde. Den Zettel hat Wilhelm Demuth einem US-amerikanischen

Offizier mit Namen Ilefeld gezeigt, der in dem Haus Thesings Allee 3, dem Nachbarhaus des eigentlichen Wohnhauses, in der Emilienstraße 2, untergebracht und bekannt war. Dieser erkannte den Zettel sofort als Fälschung und veranlasste ebenfalls die Verhaftung des Hermann Schmidtkunz.

Hermann Schmidtkunz wurde im Februar 1947 von der Strafkammer Osnabrück in Papenburg wegen vierfachen Mordes an Mitgefangenen in Esterwegen angeklagt. Kurz vor der Befreiung des Straflagers Esterwegen durch die West-Alliierten soll er noch im April 1945 vier Gefangene erschossen haben. Er wurde für schuldig befunden und zu viermal lebenslangem Zuchthaus verurteilt. In Papenburg war Hermann Schmidtkunz 1945 zum ersten Mal in einem weißen Anzug mit der Aufschrift „Information“ aufgetreten. Auch dort wurde er bereits als „Der weiße Tod“ bezeichnet. Die Zeitung „Freie Presse“ schrieb am 19. Februar 1947 dazu:

„Der ‚Weiße Tod‘ endet im Zuchthaus.“ In dem Pressebericht heißt es am Schluss, dass Hermann Schmidtkunz bereits im Mai 1946 von der Bielefelder großen Strafkammer wegen der Anklagepunkte „schwere Unzucht“ und „Notzucht“ zu einem Jahr und zehn Monaten Gefängnisstrafe verurteilt worden war.

Aus dem Zuchthaus schickte Hermann Schmidtkunz am 22. März 1947 einen Brief an den nunmaligen Stadtdirektor Paul Thöne, in dem er die Anschuldigungen gegen ihn als Lüge und Verstellung darstellte. Zum Schluss des Briefes schrieb er, dass er sich über ein paar liebe Worte von ihm sehr freuen würde.

Gegen das Urteil „Viermal lebenslanglich Zuchthaus“ legte Hermann Schmidtkunz Berufung ein und hatte damit in der mehrtätigen Berufungsverhandlung vor dem Schurgericht in Aurich Erfolg. Er wurde am 4. September 1948 wegen Mangel an Beweisen freigesprochen und sofort auf freien Fuß gesetzt. Der vorsitzende Richter, Landgerichtsdirektor Dr. Seidel, betonte in seiner Urteilsbegründung, dass eine Reihe erheblicher Widersprüche in den Aussagen der Belastungszeugen es unmöglich machten, die Angaben dieser Zeugen trotz ihrer Beerdigung einer Urteilsfeststellung zugrunde zu legen. Die Belastungszeugen seien nicht glaubwürdig und hätten aus Rachegefühlen gehandelt, urteilte der Richter. Außerdem seien keine Leichen gefunden worden.

Erneuter Aufenthalt in Gütersloh

Im September 1948 erschien Hermann Schmidtkunz wieder in Gütersloh. In der

Akte D 644 ist ein Vermerk vom 5. Oktober 1948 enthalten. Dort schreibt Stadtdirektor Paul Thöne, dass er mit Hermann Schmidtkunz eine Unterredung gehabt habe, in der er ihn sehr schlecht beurteilt und von ihm enttäuscht sei. Insbesondere sein Auftreten 1945 in Gütersloh habe auf ihn einen außerordentlich schlechten Eindruck gemacht. Zum Schluss der Unterredung erklärte Hermann Schmidtkunz, dass man ihn nun in den nächsten drei bis vier Jahren nicht mehr sehen würde und er bis dahin den Beweis erbringen würde, dass er ein ordentlicher und tüchtiger Mann sei.

Am 27. Oktober 1948 holte das Kulturamt der Stadt Lingen bei der Stadt Gütersloh eine Auskunft über Hermann Schmidtkunz ein, die auch sofort beantwortet wurde. Er wollte in Lingen einen Unterhaltungsabend unter dem Titel „Lache, aber lache gesund“ veranstalten. An dem Abend beabsichtigte er auch einen Vortrag mit dem Titel „Der weiße Tod“ zu halten. Da in der Stadtverwaltung Bedenken gegen die Person Hermann Schmidtkunz aufkamen, wurde die Stadtverwaltung Gütersloh um Auskunft gebeten.

Nach einem Bericht der Zeitung „Freie Presse“ vom 6. März 1949 wurde Hermann Schmidtkunz erneut verhaftet und in das Gerichtsgefängnis Osnabrück eingeliefert. Dort verschluckte er aus bislang unbekanntem Gründen eine zerbrochene Zahnbürste und ein Stück Eisen, die jedoch auf normalem Weg wieder zum Vorschein kamen.

In einem von ihm ca. 1949 verfassten Lebenslauf beschreibt er, wie er 1945 nach Gütersloh gekommen ist. Der Lebenslauf ist mit Schreibmaschine in einem schlechtem Deutsch geschrieben und neun Seiten

lang. Es ist ein Konzept für einen Vortrag, den er in Gütersloh im Katholischen Vereinshaus, Unter den Ulmen, halten wollte. Dort schreibt er, dass er sich entschlossen habe, einen Bericht über sein Leben und die Erlebnisse und Tätigkeiten unter dem Namen „Der weiße Tod“ zu geben. Diese Aufschreibungen sollten ihm als Text für einen Vortrag dienen. Der Vortrag wurde aber von der britischen Militär-Regierung nicht genehmigt. Von dem, was er dort geschrieben hat, ist nur ein ganz kleiner Teil glaubwürdig. Es ist der Rechtfertigungsversuch eines Schwerverbrechers. Der Bericht, in dem er schreibt, dass sein Leben ein Leben des Leids und der Tragödie ist, besteht überwiegend aus Unwahrheiten und Beschönigungen.

Dieser Lebenslauf war ein Anhang, den Hermann Schmidtkunz mit einem Gesuch an die Stadtverwaltung Gütersloh vom 1. Oktober 1949 von seinem Büro in der Kökerstraße 22 abschickte. Er bat um die Genehmigung, am 11. und am 15. Oktober zwei Vorträge halten zu dürfen. Der handschriftliche Vermerk unten rechts auf dem Antrag lautet:

„Schmidtkunz war heute hier und erklärte, daß er den Vortrag nicht halten werde. Als Begründung hierfür gab er an, dass er über den anderen Menschen stehen wolle. gez: Möller“.

Danach hat sich Hermann Schmidtkunz nicht mehr in Gütersloh blicken lassen.

Gewaltverbrechen, Sicherungsverwahrung und Tod

Im Mai 1954 kam sein Name wieder in die Öffentlichkeit, als eine weitere Gerichtsverhandlung gegen ihn anstand, dieses Mal in Bonn. Er floh vor dem Verfahren, konnte jedoch später verhaftet und in Bielefeld vor Gericht gestellt werden. Die Vorwürfe waren zahlreich: Strafanzeigen aus dem ganzen Bundesgebiet liefen ein, hauptsächlich wegen Betruges. Am schlimmsten aber waren die Vorwürfe, die sich auf die Misshandlungen junger Männer bezogen, die er als Anhalter in seinem gemieteten hellblauen Ford Taunus M 12 mitnahm. Unter furchtbaren Drohungen, z.B. seine hinten im Wagen liegende große Dogge einzusetzen oder die Anhalter in ein russisches Lager zu verschleppen, zwang

In der Kökerstraße 22 war das Büro Schmidtkunz im Haus Schliekmann.

Bild: Stadtarchiv Gütersloh

er die jungen Männer ihm zu Willen zu sein. Begleitet wurden die Taten durch sadistische Quälereien an den Opfern.

Eine lokale Zeitung bezeichnete ihn am 27. Juli 1955 daher als „einen der gefährlichsten Verbrecher der Nachkriegszeit“. In Bielefeld wurde Hermann Schmidtkunz zu zwölf Jahren Zuchthaus und anschließender Sicherungsverwahrung verurteilt. Er saß die Haft im Zuchthaus Wert ab. Bedingt durch eine Justizreform im Jahr 1969 wurde er aus der Sicherungsverwahrung entlassen, wurde nach einem halben Jahr wegen Betruges rückfällig und kam wieder in Sicherungsverwahrung. Aus dieser wurde er am 24. Februar 1975 auf Entscheidung des 3. Strafsenates des Oberlandesgerichts Hamm in die Freiheit entlassen. Ein Sprecher des Oberlandesgerichtes sagte der Zeitung „Die Glocke“ vom 11. Februar 1976 zufolge: „Unter den Fürsprechern waren auch zahllose Geistliche aus dem Lande.“

Ein paar Wochen vorher, am 20. Januar 1976 nahm Hermann Schmidtkunz den 18jährigen Horst Seidel aus der Nähe von Waiblingen als Anhalter mit von Stuttgart nach Gevelsberg in seine Dachwohnung. Dort schlug er ihm den Schädel ein, schnitt ihm mit einem Brotmesser den Hals auf und die Geschlechtsteile ab. Sein zweites Opfer, den 18jährigen Tankwartlehrling Hans-Peter Stark aus Münster-Angelmodde, ermordete Hermann Schmidtkunz kurz vor seiner Verhaftung am 1. Februar 1976. Er fesselte ihn mit Metallketten und Plastikschnüren, klebte ihm Pflaster ins Gesicht und erstickte ihn. Danach verstümmelte er die Leiche. Vor der Polizei gab Hermann Schmidtkunz am Tag der Verhaftung an, sich für den gleichen Abend mit zwei jungen Männern verabredet zu haben, die er auch umbringen wollte.

Hermann Schmidtkunz wurde nach dem Urteilspruch wegen zweifachen Mordes in die Justizvollzugsanstalt Hagen gebracht. Am 18. Juni 1976 ist Hermann Schmidtkunz dort durch Selbstmord verstorben. Im Stadtarchiv Hagen befindet sich die Todesanzeige der Polizeidirektion Hagen vom 23. Juni 1976 über die letzten Stunden des Lebens von Hermann Schmidtkunz. Darin heißt es auszugsweise:

„Schmidtkunz, der wegen zweifachen Mordes in der JVA Hagen einsaß, teilte am 18.6.76 um 11.15 Uhr dem Abteilungsbeamten (...) der JVA Hagen mit, dass er 300 Tabletten geschluckt habe. Schmidtkunz wurde umgehend in das hiesige Marienhospital - Intensivstation - eingeliefert, wo er gegen 15.10 Uhr an Herz- und Kreislaufversagen aufgrund der Medikamenten-Intoxikation verstarb.“

Autorengabe

Norbert Ellermann M.A., geboren 1968 in Wiedenbrück, wohnhaft in Rheda-Wiedenbrück, Studium der Geschichte und Soziologie an den Universitäten Bielefeld und Münster, Teilzeitangestellter beim Kreismuseum Wevelsburg, ansonsten freiberuflicher Historiker und freier Mitarbeiter im Stadtmuseum Gütersloh, zahlreiche Veröffentlichungen zu historischen Themen.

Rudolf Herrmann, geboren 1930 in Gütersloh und dort wohnhaft, von 1944 bis 1988 war er Eisenbahner, im Stadtarchiv Gütersloh ist er als ehrenamtlicher Mitarbeiter seit 30 Jahren tätig, zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte der Stadt Gütersloh, vor allem zur Geschichte der Eisenbahn in Gütersloh.



Mit Westerfrölke in den Alpen¹

von Ludger Osterkamp

Die Bergstiefel geschnürt, die Wasserflaschen gefüllt, den Schlafsack und eine handvoll Müsliriegel eingepackt: Auf geht's! Wir wandern! Heute marschieren wir den Westerfrölkeweg! In Gütersloh würde man sich mit einem solchen Aufruf dem Verdacht aussetzen, man habe zu viel Höhenluft eingeatmet. In den Alpen nicht.

Denn wie kaum ein Gütersloher weiß, durchzieht ein Westerfrölkeweg nicht nur die Wiesen Pavenstädt, sondern auch das Hochgebirge. Er verläuft mitten durch den Nationalpark Hohe Tauern, ist anspruchsvoll, teils spektakulär und eine ausgewachsene Zweitagestour, die besser nur erfahrene Bergwanderer angehen. Mit 22 Kilometern ist er achtmal so lang wie der



Der Paul-Westerfrölke-Weg in Gütersloh und der alpine Westerfrölkeweg in Kärnten.
Bild: Jens Dünholter, Bild oben rechts: Schultheiß

¹ Dieser Beitrag ist eine Bearbeitung von zwei Artikeln des Verfassers in der Neuen Westfälischen: „Den Westerfrölke-Weg gibt es auch alpin“ (1./2. August 2020) und „Spuren in den Alpen hinterlassen“ (21. August 2020). Wir danken Redaktion und Verlag für die Freigabe der Texte!

— Westerfrölkeweg in Österreich



Gütersloher Paul-Westerfrölke-Weg entlang der Dalke, vom Höhenunterschied nicht zu reden. Wer Glück hat, sieht unterwegs ein Edelweiß. Die wachsen dort. Auf der Internetseite outdooractive.com ist der Westerfrölkeweg als „aussichtsreiche Bergtour“ beschrieben. Er bietet lange Passagen über den Grat und führe durch naturbelassenes Gelände mit gelegentlichen Geröllfeldern. Oft sei er nur anhand der Markierungen zu erkennen. Eingestuft ist die Tour als „schwarz“, also schwierig. Um sie zu gehen, sollte man konditionsstark und schwindelfrei sein. Was im Internet indes nicht steht: Warum der Weg so heißt.

Auch der heimische Alpenverein weiß das nicht. Anruf bei Rainer Emde, Vorsitzender der Ortsgruppe Gütersloh des Deutschen Alpenvereins (DAV): Nein, von einem Westerfrölkeweg in den Alpen habe er noch nie gehört, „wo soll der sein?“ Er

wisse von einem Wilhelm-Oltrogge-Weg unweit der Bielefelder Hütte im Ötztal, aber Westerfrölke? In den Alpen? Da muss der Gütersloher Verein passen. Dennoch ist der Deutschen Alpenverein eine heiße Spur, die direkt zum Namensgeber des Alpenweges führt: Professor Rudolf Westerfrölke, nach dem der Alpensteig benannt ist, war der Gründungsvorsitzende der Sektion Hagen des DAV. Dieser Sektion stand er 43 Jahre lang vor, von 1903 bis 1946 - ein Zeitraum, der in der Alpenvereinsgeschichte einmalig sein könnte. Doch in welcher Beziehung stand er zu Paul Westerfrölke? Diesem Gütersloher Heimatmaler, Naturschützer und Ornithologen, dessen Landschaftsgemälde in vielen Wohnzimmern hängen und dessen Büste derzeit im Stadtarchiv auf die nächste Ausstellung wartet?

Beim ersten Bericht über den alpinen Westerfrölke, der Anfang August 2020 in

der Neuen Westfälischen erschien, war die einzige heiße Spur zu einer Verbindung der beiden Westerfrölkens ein Katalog des Auktionshaus OWL. Diese versteigerte als Teil einer Sammelmappe eine Porträtzeichnung von 1929. Der Künstler: Paul Westerfrölke, das Motiv: Rudolf Westerfrölke. Die beiden kannten sich also, waren mutmaßlich sogar miteinander verwandt. Vom Alter her könnte der Alpen-Westerfrölke Rudolf (1861-1949) ein Onkel des Gütersloher-Westerfrölkens Paul (1886-1975) gewesen sein, ein Bruder von Pauls Vater Wilhelm.

Der Hagener Alpinist und Lehrer Rudolf Westerfrölke (unten bei einer Bergwanderung, Bild: DAV) war der Onkel des Gütersloher Künstlers Paul Westerfrölke.

Büste rechts: Stadtarchiv Gütersloh



Entdeckung im Stadtarchiv

Diese Mutmaßungen aus dem Zeitungsbericht weckten den Forschergeist der Ehrenamtlichen im Stadtarchiv. Und tatsächlich: der Gütersloher Familienforscher Wilhelm Strothotte wurde fündig: Ein Familienbogen bestätigte, dass Rudolf Westerfrölke am 10. Oktober 1861 als Sohn des Polizeibeamten Hermann Heinrich Westerfrölke und der Sophie Louise Zumbansen in Gütersloh zur Welt kam. Er war das fünfte von sieben Kindern. Gute drei Wochen später, am 3. November, wurde er evangelisch getauft. Bestätigen kann die Verwandtschaft zum Landschaftsmaler auch Otfried Altstaedt. Von einem Großneffen Paul Westerfrölkens habe er erfahren, dass Rudolf der jüngere Bruder von Pauls Vater Wilhelm gewesen sei.

Wilfried Strothotte hat beim weiteren Stöbern im Stadtarchiv zudem noch einen Zeitungsartikel gefunden, in dem Professor

Rudolf Westerfrölke 1941 zum 80. Geburtstag gratuliert wurde. „Ein Pionier des Alpinismus“ ist dieser überschrieben.

In welcher Zeitung dieser Artikel erschien, ist nicht bekannt. Vermutlich in einer Hagener: Westerfrölke wird darin als ein Mann beschrieben, der sich große Verdienste um die Sektion Hagen des Deutschen Alpenvereins erworben hat. In Gütersloh geboren, sei er 1890 als wissenschaftlicher Hilfslehrer an das Gymnasium zu Hagen berufen worden, „an dem er lange erfolgreich als Oberlehrer und Professor wirkte“.

Als „begeisterter Naturfreund“, so die Zeitung weiter, habe er sich sogleich dem Sauerländischen Gebirgsverein angeschlossen und im Laufe der Zeit alle um sich gesammelt, „deren Sehnen die alpine Hochgebirgswelt war“. Schon 1903 sei dieser Kreis alpiner Freunde so gewachsen, dass er zusammen mit Gleichgesinnten die DAV-Sektion Hagen gründen konnte. Deren Zahl wuchs rasch von 274 auf 848 Mitglieder und zählte bald zu den größten Westfalens.

Bald erwuchs der Wunsch nach alpiner Betätigung. Westerfrölke und seine Sektion übernahmen die Zuständigkeit für einen Höhenweg in den Niedertauern, der die Ankogelgruppe mit dem Sonnblick verbindet. Als Stützpunkt bauten sie ein Tauernhaus oberhalb von Mallnitz zu einer Hütte aus - die erste Hagener Hütte. Später folgte weiter oben auf 2.446 Metern die neue Hagener Hütte - bis heute eine wichtige Station für Bergwanderer auf dem Tauernhöhenweg.

Zum Namenspatron wurde Rudolf Westerfrölke schließlich, als er 1929 eine neue Route von Mallnitz über die Lonza bis zur

Feldseescharte erschloss. Dieser Weg, 22 Kilometer lang, mit der Böseckhütte als Biwak auf halber Strecke, ist in den Alpenvereinskarten mit der Nr. 143 als „Westerfrölkeweg“ verewigt.

Betreut wird der alpine Westerfrölkeweg übrigens seit einigen Jahren wieder von Nordrhein-Westfalen aus. Seit 2014 ist die DAV-Sektion Mülheim an der Ruhr für die Pflege des Westerfrölkeweges zuständig. Sie hatte ihn übernommen, weil die örtliche Sektion des kleinen Taldorfes Mallnitz damit überfordert war und die Mühlheimer mit ihren 850 Mitgliedern ohnehin auf der Suche nach einem eigenen Arbeitsgebiet waren. Seither sind sie damit beschäftigt, den bröckelnden Weg wieder in Schuss zu bringen. Das Mitgliedermagazin „Panorama“ des Alpenvereins brachte im Frühjahr eine Geschichte über diesen alljährlichen, ehrenamtlichen Einsatz. Michael Cremer, Sektionsvorsitzender in Mülheim und Autor des Artikels, beschäftigte sich bei der Gelegenheit intensiver mit der Person Rudolf Westerfrölke und berichtet, dass der Westfale nicht nur die Routenführung „seines“ Weges verantwortete, sondern auch die treibende Kraft bei der baulichen Erschließung war: Jahrelang korrespondierte er mit dem Bürgermeister von Mallnitz, den Grundeigentümern in Kärnten, der Sparkasse in Hagen und all denen, die sonst noch etwas dazu zu sagen hatten. Als der Weg schließlich 1932 samt der auf halber Strecke gelegenen Böseckhütte eingeweiht wurde, feierte man einen Festkommers. Der Schuhplattlerverein „Die Ankogler“ führte Tänze auf, die Feuerwehrkapelle Mallnitz spielte Marschmusik, unten im Talort stieg ein Feuerwerk auf und oben auf der Hütte wurde „ein Trunk labenden Weins“ serviert. Möglicherweise als Dank benannte man wenig später auch eine Bergkuppe nach dem



Initiator: Den Westerfrölke-Kogel. 2.724 Meter hoch, erhebt er sich nahe der Hage-ner Hütte.

Cremer schätzt derweil vor allem die Böseckhütte. Sie sei einer der schönsten Orte, die er kenne. Eine kleine beschau-liche Hütte, acht enge Schlafplätze, eine Sitzecke mit Tisch - das ist alles. Wasser-anschluss und Toilette sucht man verge-bens, Handy-Empfang gibt es meistens auch nicht. „Und dennoch“, sagt Cremer: „Die Hütte hat die schönste Terrasse im ganzen Tauerntal, die Sonnenauf- und -untergänge sind atemberaubend.“ An einem solchen Panorama hätte gewiss auch der

naturverbundene Gütersloher Paul Wester-frölke seine Freude gehabt!

Autorenangabe

Ludger Osterkamp (*1965), Studium der Wirtschaftswissenschaften in Wuppertal und Birmingham, Volontariat und erste journalisti-sche Station beim Westfalen-Blatt, inzwischen Redakteur der Neuen Westfälischen in Güters-loh, erste Bergwandererfahrten in den schottischen Highlands.

Informationen zum Westerfrölkeweg in den Alpen.

- In der Alpenvereinskarte trägt der Weg die Nummer 143. Er ist als „schwarz“ eingestuft: Schwer.
- Der Weg ist 22 km lang. Aufstieg: 2.797 Höhenmeter, Abstieg: 2.232 Höhenmeter.
- Die Gehzeit wird mit 17 Stunden veranschlagt.
- Die Böseckhütte (2.594 m) ist eine einfache Biwak-Unterkunft mit acht Schlafplätzen und ohne Trinkwasser.
- Anreisebahnhof ist Mallnitz-Obervellach.



Einweihung der Böseck-Hütte am 16.8.1932.

Die Böseck-Hütte als Übernachtungsgelegenheit auf halber Strecke wurde ebenfalls auf Anregung von Rudolf Westerfrölke erbaut.

Bild: DAV

Henze Herbst 2020

AUSSTELLUNGEN, PREISVERLEIHUNGEN UND EINE NEUE ADRESSE FÜR DAS THEATER

von Karin Sporer

Nach längerer Unterbrechung wurde das Jahr 2020 dazu bestimmt, die Akti-vitäten zur Erinnerung an Hans Werner Henze wieder aufleben zu lassen.

Davor war das letzte größere Anden-ken am 1. Juli 2013, dem ersten Ge-burtstag Henzes nach seinem Tod im Dezember 2012. Dies war bereits das erste Henze-Gedenken nach Weggang des langjährigen Kulturreferenten und Theaterleiters Klaus Klein, der jahrelang intensive persönliche Kontakte zu Henze unterhielt und dessen Engagement und Kenntnisreichtum am positiven Verhält-nis, das die Stadt seit seinem 60. Le-bensjahr zu Henze aufbauen konnte, großen Anteil hatte.

Damals spielte das Ensemble Horizonte aus Detmold ein Kammerkonzert mit sei-nen Werken in der Studiobühne, in Anwe-senheit der Schwester Henzes Margitta Saour. Christiane Krautscheid, als zustän-dige Musiklektorin beim Schott Verlag, gab einen tiefen und persönlichen Einblick in Henzes Schaffen.

Wie kam es nun also zum „Henze Herbst 2020“, einer Veranstaltungsreihe in einem Jahr, das keine Bezüge zu den Lebens-daten Henzes aufweist? Den Anstoß dazu gaben unabhängig voneinander zwei in

Gütersloh lebende Musiker, Professor Peter Kreutz und Dr. Fabian Hinsche, die beide die Präsenz Henzes im öffentlichen Raum vermissten und auf die längere Abstinenz Henzes im städtischen Veranstaltungspro-gramm hinwiesen. Die Verantwortlichen nahmen diesen Impuls mit großer Zustim-mung auf, so dass in zweijähriger Vor-bereitung ein rundes Programm in unterschiedlichen Formaten zusammen-gestellt werden konnte, das sich um die Benennung des bislang namenlosen Platzes an der Südfassade des Theater in „Hans-Werner-Henze-Platz“ rankte. Der 10jäh-rige Geburtstag des Theaters stellte einen schönen Anlass dar, um dem Haus eine neue Adresse zu geben und die Erinnerung an Hans Werner Henze 2020 wieder einmal in den Kontext mit dem Kulturleben seiner Heimatstadt zu stellen.

In einem fruchtbaren Austausch zwi-schen den Programmplanern des Theaters und der Kultur Räume Gütersloh, Andreas Kimpel, dem Stadtmuseum, dem Fach-bereich Kultur, Joachim Martensmeier als langjähriger Mitarbeiter im städtischen Kulturprogramm, Dr. Michael Kerstan, Ge-schäftsführer der Hans Werner Henze Stif-tung und Dr. Fabian Hinsche wurde aus ersten Ideen ein umfangreiches Angebot entwickelt.

Außer dem Wunsch nach Verortung Henzes im Stadtbild waren zwei weitere Programmpunkte von Anfang an in der Planung gesetzt: Eine biografische Ausstellung im Stadtmuseum und die Präsentation der „Canti di Colore“, HENZES „bildnerisches Werk“. Erstmals wurde Henze somit umfassend biographisch beleuchtet, nach einer Ausstellung in der Berliner Philharmonie war es die zweite Gelegenheit in Deutschland, HENZES Gemälde zu sehen.

So war das Unterfangen von Anfang an auf mehrere Institutionen verteilt. Ein Förderantrag an das zuständige Landesministerium wurde positiv beschieden und bestätigte den Organisatoren die Qualität und das Gewicht des inhaltlichen Angebotes und sorgte für eine entsprechende finanzielle Ausstattung.

Im Laufe des Planungsprozesses fügten sich recht organisch weitere Formate hinzu: die Preisverleihung des Hans-Werner-Henze-Preises durch den Landschaftsverband Westfalen-Lippe im Theater Gütersloh, eine Szenische Lesung „Henze in Gütersloh“ entstanden am Schauspiel Köln, eine Lesung aus dem Briefwechsel zwischen Hans Werner Henze und Ingeborg Bachmann mit dem Gütersloher Schauspieler Andreas Ksienzyk und der Schauspielerin Helene Grass, einem Kammerkonzert mit Werken HENZES in der Gemäldeausstellung und einer Vorführung des Films „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ von Volker Schlöndorff, zu dem Hans Werner Henze die Musik komponierte.

.....



Hans-Werner-Henze-Platz 1.
Zum 10. Theater-Jubiläum wurde der bislang namenlose Theatervorplatz nach dem Komponisten benannt.

Bild: Kultur Räume Gütersloh/Kai Uwe Oesterhelweg

Im locker bestuhnten Theaterfoyer war ein „coronasicherer Auftritt“ des Knabenchores und der Chroalingschule möglich.



Da eine Eröffnung im Stadtmuseum nicht möglich war, führte Museumsleiter Dr. Franz Jungbluth mit einer Präsentation im Theater in die Ausstellung „Güterslohs vergessener Sohn?“ ein.

Bilder: Kultur Räume Gütersloh/Kai Uwe Oesterhelweg



Platzbenennung und Ausstellungseröffnung

Am Samstag, den 5. September 2020, wurde der Platz vor dem Theater offiziell in „Hans-Werner-Henze-Platz“ benannt, die Einweihung dieser neuen Gütersloher Anschrift war der Auftakt der Veranstal-

tungsreihe. Formal wurde die Benennung des Platzes als Antrag durch den Heimatverein an den Kulturausschuss herangetragen, der diesem Ansinnen in der Sitzung am 21. November 2019 zustimmte.

Vor dem Hintergrund der geltenden Corona-Schutzverordnungen zeichnete sich bereits Mitte August ab, dass die der Platzbenennung vorgeschaltete Ausstellungseröffnung im Stadtmuseum nicht wie geplant hätte stattfinden können. Die Ausstellungseröffnung wurde insofern kurzerhand ins Theater verlegt und in die Feierstunde zur Platzbenennung integriert, was sich als glückliche Fügung erwies. Zunächst begrüßte Kulturdezernent Andreas Kimpel und teilte mit dem Publikum seine Eindrücke bei einem Besuch in Marino, Henzes langjährigem Wohnort in Italien.

Dr. Franz Jungbluth gab einen sehr persönlichen und lebendigen Überblick über das Konzept der Ausstellung und gab einen einladenden visuellen Eindruck der Präsen-

tation. Dr. Fabian Hinsche, der bei der Konzeption in beratender Form beteiligt war, gab noch einen Einblick in die Vorgehensweise und die Einordnung von Henzes Schaffen.

Musikalisch umrahmt wurde die Einführung in die Ausstellung mit „Carrillon, Recitativ, Masque“ von Hans Werner Henze in der Besetzung Fabian Hinsche (Gitarre), Annika Hinsche (Mandoline), Ewa Matejewska (Harfe).

Dr. Michael Kerstan, Geschäftsführer der Hans Werner Henze Stiftung, sprach zum Abschluss dieses Teils der Veranstaltung über die Verbindung Henzes zu Gütersloh, die er zeitlebens empfunden hat, und Henzes Präsenz im derzeitigen Musikbetrieb.

Dank des ausgezeichneten Knabenchors Gütersloh geriet der Akt der Platzbenennung äußerst anrührend und lebendig, der Knabenchor und die Choralschule sangen Auszüge aus Henzes Kinderoper „Pollino“. Giesbert Nunnemann sprach stellvertretend für den Heimatverein, Bürgermeister Henning Schulz dankte allen Anwesenden und schritt zur Enthüllung. Nach einem im Hinblick auf das Wetter durchwachsenen Tag konnte sich die Öffentlichkeit noch gemeinsam unter dem Schild versammeln.

Gedenkplakette und Hans-Werner-Henze-Preis

Die nächste Etappe auf dem Henze-Marathon erfolgte am 15. Oktober mit der Anbringung einer Gedenkplakette am Geburtshaus Henzes in der Brunnenstraße 3 in Anwesenheit der Eigentümerin des Hauses Juliane Hiersemann sowie Dr. Barbara Rüschoff-Parzinger, Kulturdezernentin des LWL, Professor Peter Kreutz, der zufällig im Nachbarhaus wohnt, und Andreas Kimpel, Kulturdezernent der Stadt Gütersloh. Frau Hiersemann lebt bereits seit den 70er Jahren in dem Haus und hat Henze in den 80er und 90er Jahren bei seinen Besuchen in Gütersloh dort sogar selbst bewirtet.

Am Mittwoch, den 28. Oktober 2020, fand im Theater die Verleihung des Hans-Werner-Henze-Preises an Robin Hoffmann statt. Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) verleiht seinen Musikpreis alle sechs Jahre für besondere schöpferisch-musikalische Leistungen an zeitgenössische Komponist*innen, die aus Westfalen stammen oder hier wirken.

2019 hat die Jury den in Bielefeld geborenen Komponisten und Improvisationskünstler Robin Hoffmann für den Kompositionspreis ausgewählt. Der Westfälische Musikpreis, der im Jahr 1959 das erste Mal vergeben wurde, ist seit 2001 nach Hans Werner Henze benannt. Im Zuge der Planungen des „Henze Herbstes 2020“ wurde mit dem LWL vereinbart, dass Gütersloh in diesem Jahr Austragungsort der Preisverleihung sein würde. Diesen Vorschlag hat der LWL mit großer Zustimmung aufgenommen. Zur Steigerung der Sinnhaftigkeit dieses Unterfangens wurde der Anteil an Werken von Hans Werner Henze bei der Preisverleihung erhöht.

Mit Robin Hoffmann wurde ein äußerst kreativer und vielseitiger Komponist geehrt. Es sprachen der Gütersloher Bürgermeister Henning Schulz, der Direktor des LWL Matthias Löb, das Gespräch mit dem Preisträger führte Dr. Fabian Hinsche, es musizierte das Ensemble PRAESENZ.

Im Anschluss an die Preisverleihung erläuterte Dr. Michael Kerstan einige Aspekte zur Ausstellung „Canti di Colore“. Henze habe sich nie als Doppelbegabung verstanden, sein bildnerisches Werk war vielmehr Reflexion, Inspiration und private Weltbetrachtung.

Aufgrund der aktuellen Lage fand die Preisverleihung fast ohne Publikum statt und wurde live im Internet übertragen und wird dort auch längerfristig abrufbar bleiben.

(<https://www.youtube.com/watch?v=JFBJR2Oq1k>, YouTube Kanal „Kultur Räume Gütersloh“)

Als Fügung bei der Programmplanung kann man die Produktion „Henze in Gütersloh“ des Schauspiels Köln betrachten. Der junge Dramaturg Hermann Müller hat



Anwohner Herbert Piepenbrink und Juliane Hiersemann, Kulturdezernent Andreas Kimpel, LWL-Dezernentin Barbara Rüschoff-Parzinger und Professor Peter Kreutz enthüllen die Gedenkplakette an Henzes Geburtshaus.

Bild: Kultur Räume Gütersloh/Anne-Marie Brockmann

sich in der Reihe „TOD und LEBEN in NRW“, die vom Schauspielhaus Köln initiiert wurde, mit Hans Werner Henze, seinem Aufwachsen in Westfalen, seinen Prägungen durch Literatur und Musik beschäftigt. Leider musste dieser Programmpunkt ausfallen.

Die Lesung „Briefe einer Freundschaft“ aus dem Briefwechsel von Ingeborg Bachmann und Hans Werner Henze musste auf den Januar 2021 verschoben werden, ebenfalls die Kammermusikmatinee mit Studierenden der FH Osnabrück.

Auch wenn der „Henze Herbst 2020“ jäh durch das neuerliche Aufkommen der Corona-Pandemie beeinträchtigt wurde, kann die Veranstaltungsreihe insgesamt als gelungen bezeichnet werden. Auch dank der sehr reichlichen Presseberichter-

stattung ist Henze in diesem Herbst wieder in das Bewusstsein vieler Gütersloher zurückgekehrt. Auch überregional wurde die Gütersloher Initiative anerkennend wahrgenommen.

Autorenangabe

Karin Sporer, geboren 1970 im Rhein-Neckar-Kreis, Studium der Kulturwissenschaften an der Universität Hildesheim und am Bath College of Higher Education, danach berufliche Stationen im Kulturmanagement in Berlin, Düsseldorf, Köln, seit 2002 in Gütersloh, zunächst als Künstlerische Mitarbeiterin, seit 2010 Stellv. Künstlerische Leiterin des Theaters.



Grafik&Design MISSFELD
AGENTUR FÜR GESTALTUNG

FON 05241 237477
E-MAIL info@grafik-missfeld.de

TANNENWEG 13 · 33334 GÜTERSLOH

Kultur in Corona-Zeiten und „Kulturelles Erbe und Erinnerungskultur“

EIN ÜBERBLICK AUS DEM FACHBEREICH KULTUR
DER STADT GÜTERSLOH

von Daniela Daus

In der letztjährigen Ausgabe der Gütersloher Beiträge zur Heimat- und Landeskunde, da war noch alles anders. Es gab durchgetaktete Pläne, Veranstaltungstermine und viele Aktionen rund um den Themenschwerpunkt „Kulturelles Erbe und Erinnerungskultur“, welche Kirsten Reckeweg vom Fachbereich Kultur in einem umfassenden Beitrag dargestellt hat. Zur Zeit der Niederschrift des neuen Beitrags für die jährliche Publikation hat sich viel verändert. Denn COVID-19 hat zugeschlagen, vor allem im Kulturbereich. Im März 2020 wurde das Team um Fachbereichsleiterin Lena Jeckel genauso wie die meisten Bürger*innen von der Pandemie ausgebremst, lahmgelegt, in das Homeoffice verbannt. Weg von Aktionen, Live-Veranstaltungen, hin zur Abstandswahrung. Und doch nahm die Arbeit und bedarfsgerechte Neukonzeptionen und ihre Ausführung schnell wieder Fahrt auf, denn es war klar: Gütersloher Kulturschaffende brauchen eine Öffentlichkeit, und die Öffentlichkeit braucht die Kulturschaffenden!

Neben vielen Gesprächen und Beratungen über das Telefon in den flugs eingerichteten „mobilen Büros“ im Hause der Team-Mitglieder, wurde vor allem das Online-Kulturportal des Fachbereichs der

neue Ort des (Kultur-)Geschehens: So wurde ab dem 28. 4. beispielsweise die Reihe „Kultur-Faktor live“ dort ausgestrahlt. In diesem Rahmen konnten sich zweimal wöchentlich Solo-Künstler*innen aus allen Sparten aus dem Kreis Gütersloh für rund 30 Min. online live sowie später auf Youtube abrufbar präsentieren - ausgerichtet und organisiert vom Fachbereich Kultur, gemeinsam mit dem Gütersloher Anbieter FilmFaktor. Bis zum 4. Juni kam eine wahrlich bunte Mischung aus Beiträgen und Inspiration zusammen. Gitarrenmusik, Live-Malerei, Yoga & Kunst, Piano-Klänge und Poetry Slamming - der Kreativität waren zum Glück keine Grenzen gesetzt.

Eine Dokumentation der Reihe „Kultur Faktor Live“ ist einsehbar unter:

<https://www.kulturportal-guetersloh.de/home/kulturfaktor-live/>

Und auch die Fragebogenaktion #kuenstlerzuhaus gab vor allem den Bildenden Künstlern der Dalkestadt eine Plattform. Es wurden sechs Fragen gestellt, die von 19 Kulturschaffenden beantwortet und mit flankierenden Fotos an den Fachbereich eingesendet wurden. Die Fotos gaben Einblicke ins Atelier, die Galerie, die Werkstatt oder den Probenraum,

zum Künstler selbst, das Lieblingswerk und mehr.

#kuenstlerzuhaue-Ergebnisse unter:

<https://www.kulturportal-guetersloh.de/kunst-in-der-stadt/k%C3%BCnstlerzuhaue/>

Viele der hier zunächst fotografisch-virtuell verzeichneten Werke fanden dann auch innerhalb der ebenfalls vom Fachbereich 41 aufgesetzten Aktion „Künstler-Poster und Online-Kunst-Galerie“ ihren Platz. Im Zuge dieses Projekts hat der Fachbereich Kultur Reproduktionen in

Form von Postern professionell gestaltet, gedruckt und den Kunstschaffenden anschließend kostenfrei für deren Eigenwerbung und den Verkauf zur Verfügung gestellt. Die Unterstützungsaktion startete bereits 2019 mit dem Projekt „Künstler-Postkarten“. Seinerzeit wurden Postkarten mit Motiven von Gütersloher Kunst-Akteuren über den Fachbereich Kultur professionell gestaltet und gedruckt. Die positiven Rückmeldungen zu dem Angebot waren Anlass, die Unterstützung nun durch die Poster sowie eine Online-Kunstgalerie fortzuführen. Über Angaben neben dem jeweiligen Werk kann man außerdem in Kontakt mit den Kunstschaffenden treten. Im Sep-



Künstler-Poster: (v.l.) Lena Jeckel, Karin Hauertmann und Amy Kohaus vom Fachbereich Kultur vor und mit einigen der 25 Reproduktionen, die als Dauerausstellung in der Stadthalle hängen und im Internet auf dem Kulturportal Gütersloh in einer Online-Kunstgalerie zu sehen sind. Mit der Aktion, Poster von Kunstwerken anzufertigen und diese den Gütersloher Kunstschaffenden für die Eigenwerbung und den Verkauf zur Verfügung zu stellen, unterstützt der Fachbereich Kultur heimische Kulturakteure.

Bild: Stadt Gütersloh

tember 2020 wurde der Flur des Fachbereichs dann mit 25 Reproduktionen aus der Online-Ausstellung von Gütersloher Künstler*innen bestückt. Ein Besuch lohnt sich, um die künstlerische Vielfalt auf sich wirken zu lassen. Corona-bedingt sind solche Besuche nun leider nur noch nach Terminabsprache möglich.

Künstler-Poster und Online-Kunst-Galerie:

<https://www.kulturportal-guetersloh.de/kunst-in-der-stadt/online-kunst-galerie/>

Über den Sommer und im Herbst 2020 kam es zu weiteren, mannigfaltigen Projekten und Kollaborationen, angestoßen und begleitet vom Fachbereich Kultur, und natürlich - ausgeführt unter Einhaltung der neuen, und oftmals aktualisierten Corona-Schutzverordnungen. Beispielhaft erwähnt sei an dieser Stelle noch das Projekt „Stadtbesetzung: Kunst am Roten Teppich“. Gleich zweimal richtete der Fachbereich diese Aktion als flashmobartiger (und somit unangekündigte und corona-freundliche) Performance mit Online-Dokumentation und mit anhängigem Schüler-Quiz an sehenswerter Kunst im öffentlichen Raum unserer Stadt aus. Für die erste Aktion am 9. 8. setzte eine Tanz-Saxophon-Darstellung den „Dufttunnel“ von Olafur Eliasson im Botanischen Garten in Szene. Am 5. 9. standen dann Anklams „Honey Spoon“ und Pokornys „Der Turm“ im Mittelpunkt des Geschehens. Ziel der Reihe „Stadtbesetzung: Kunst am roten Teppich“ ist es, Kunst und Kultur im öffentlichen Raum Güterslohs in den Blickpunkt zu rücken und ihre Wahrnehmung und Wertschätzung zu steigern. Dazu werden Objekte der bildenden Kunst in kurzen

Aktionen „bespielt“. Und: Sie werden ganz besonders in Szene gesetzt - durch einen unübersehbaren roten Teppich, der Neugier wecken soll und zu ihnen hinführt. Ermöglicht wird das Projekt vom Kultursekretariat NRW Gütersloh und dessen NRW-weite Reihe „Stadtbesetzung“, die durch das Ministerium für Kultur und Wissenschaft gefördert wird und 2021 weitergeführt werden soll.

Einblicke und Ansichten von „Stadtbesetzung: Kunst am Roten Teppich“ unter:

<https://www.kulturportal-guetersloh.de/kunst-in-der-stadt/stadtbesetzung-in-g%C3%BCstersloh/kunst-am-roten-teppich/>

Kulturelles Erbe und Erinnerungskultur

Aber wie steht es um die anfangs zitierte Erinnerungskultur, der sich nicht nur der Fachbereich 41 verschrieben hat? Unter dem Oberbegriff „Kulturelles Erbe und Erinnerungskultur“ wurden bereits verschiedenen Formate wie das „Erzählcafé“ oder die „Geschichtswerkstatt“ mit Hilfe von interessierten Bürger*innen initiiert und umgesetzt. So war doch die Aufgabe und Forderung zum aktiven Erinnern in Gütersloh eines der Kernthemen und Teilprojekte der Kulturentwicklungsplanung (KEP) aus den Jahren 2015/2016. Viele der in diesem Forum benannten Themen wurden bereits angegangen. Aber auch vor dieser Aktivität machte Corona nicht Halt und so konnte erst im Oktober 2020 der „Erinnerungs-Faden“ wiederauf-



Freude über eine gelungene zweite Veranstaltung im Rahmen der Reihe „Stadtbesetzung: Kunst am roten Teppich“, diesmal an der Kirchstraße zwischen Pokornys „Turm“ und Anklams „Honey Spoon“: (v. l.) Daniela Daus und Michael Deppe (beide Fachbereich Kultur Stadt Gütersloh), Reiner Kuhn (Verein zur Förderung plastischer Kunst in Stadt und Kreis Gütersloh) sowie die Musiker Leon Raum, Pia Raum und Willem Schulz.

Bild: Matheus Fernandes

genommen werden. Am 1. Oktober trafen sich 18 motivierte und engagierte Teilnehmer*innen jedweden Alters in der luftigen „Skylobby“ des Theaters, um konkrete Geschichtsprojekte und -Themen in kleineren und größeren „Werkstätten“ zu verorten. Hier arbeiten die Historik-Fans übrigens unabhängig und gleichzeitig mit Unterstützung des Fachbereichs Kultur. Konkret wurde in der Sitzung ein begleitendes Experten-Gremium für die immer wiederkehrende Aufgabe der Straßenbenennung und manchmal auch -umbenennung des Kultur- und Weiterbildungsausschusses gegründet. Ein Team hat sich zudem für die Entwurfserarbeitung von Richtlinien für Straßenbenennungen gegründet, denn

diese Leitlinie fehlt dem vorgenannten Ausschuss bisher. Für den Herbst 2020 standen noch interaktive Erzählcafés an, leider musste das Treffen zu „Henze in Gütersloh“ wegen erneuter Corona-Schließungen ausfallen. Für die Veranstaltung zum deutschlandweit einzigartigem Gütersloher „Nachtsangeläut“ sind die Planerinnen bei Drucklegung noch guter Dinge, dieses in der Vorweihnachtszeit umzusetzen.

Und in einigen Jahren wird es dann sicherlich auch historische Arbeiten und Erzählcafés zu dieser verrückten und kaum planbaren Pandemie-Zeit geben. Noch stecken wir aber mittendrin. Umso erfreu-

licher ist es, dass der Fachbereich Kultur aktuell in zwei wesentlichen, historisch motivierten Vorhaben steckt, die im Jahr 2021 zum Tragen kommen. Corona hin oder her, denn wir lernen ja flexibler und versatiler zu planen, sozusagen mit doppelem Fallstrick und Böden!

Fortschreibung der Stadtgeschichte Güterslohs

Da ist zum einen die Fortschreibung der Stadtgeschichte Güterslohs von 1945 bis heute anlässlich des nahenden 250-jährigen Jubiläum im Jahr 2025. Die Vorarbeiten gemeinsam mit dem LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte und dem Forschungsinstitut für Zeitgeschichte in Hamburg beginnen bereits im Jahr 2021. Das Projekt bringt die Aufarbeitung und Vermittlung der jüngsten Stadtgeschichte voran und schafft Grundlagen sowohl für einen tieferen Einblick in die Wandlungen Güterslohs, als auch für zukünftige Arbei-

ten vor Ort, z.B. in Geschichtsinitiativen und Schulklassen. Der Fokus liegt auf der Zeit zwischen 1945 und 2025, die von zwei wissenschaftlichen Teilprojekten aufgearbeitet werden soll. Mit dieser Aufarbeitung wird ein partizipativer Ansatz verfolgt, auch, um Alltagserfahrungen der Stadtgesellschaft für den Forschungsprozess fruchtbar zu machen. Der Bedeutung der Erinnerung für Gütersloh haben die heimischen Politiker*innen am 17.9.2020 mit einem einstimmigen Beschluss im Ausschuss für Kultur und Weiterbildung für das mehrjährige und kostenintensive Projekt Ausdruck verliehen.

Deutsch-Jüdisches Festjahr 2021

Zum anderen steht in 2021 das Deutsch-Jüdische Festjahr 2021 an, welches 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland feiert. Hier plant der Fachbereich Kultur gemeinsam mit einem Kurs der Anne Frank-

Auf Abstand und inhaltlich doch so nah - engagierte Teilnehmer*innen fanden sich am 1. Oktober in der luftigen und somit coronafreundlichen Skylobby des Theaters Gütersloh zur 3. Geschichtswerkstatt ein.

Bild: Stadt Gütersloh



Gesamtschule und in Kooperation u. a. mit dem Stadtmuseum, dem Stadtarchiv das umfangreiche Projekt „Erinnern für die Zukunft“. Wir freuen uns auf diese und andere geschichtsträchtige Aktivitäten und Projekte - zu gern mit Ihrer Beteiligung, liebe Leserinnen und Leser. Melden Sie sich bei uns!

Kontakt Daniela Daus
eMail: daniela.daus@guetersloh.de

Autorenangabe

Daniela Daus (*1983) ist Amerikanistin (MA), staatlich zugelassene Sozialarbeiterin (BA) und in Vertretung von Kirsten Reckeweg seit Mai 2020 für die Koordination des KEP-Prozesses (Kulturentwicklungsplanung) im Fachbereich Kultur der Stadt Gütersloh tätig. Zuvor war sie in der Außenwirtschaftsförderung, in der Migrationssozialarbeit und in der Kulturarbeit tätig.

AUSBLICK des Fachbereich Kultur auf 2021 - vor allem für Geschichts-Fans:

- ERZÄHLCAFÉS** zu „Erinnern für die Zukunft: Jüdisches Leben in Gütersloh“ (geplant für März) sowie zu weiteren Themen wie z.B.: „Bäderkultur in Gütersloh“ (Sommer)
- GROSSTREFFEN** ... „Geschichtswerkstatt“ - Bericht aus den Arbeitsgruppen
- RUNDER TISCH** der Kultur: Kultur - wie GehT's? (Frühjahr und Herbst)

Abbonieren Sie...

den Newsletter des Fachbereichs Kultur mit Informationen, Veranstaltungshinweisen, Fördermöglichkeiten und Ausschreibungen:

www.kulturportal-guetersloh.de

Aus dem Heimatverein Gütersloh: 10 Jahre „Arbeitskreis Archäologie“

von Johannes W. Glaw

Nachdem im November 2010 der Rat der Stadt Gütersloh mit der Bestellung von Johannes W. Glaw zum Beauftragten für die Bodendenkmalpflege den Grundstein für eine Stadtarchäologie gelegt hatte, konstituierte sich unter seiner Leitung am 5. April 2011 im Heimatverein ein „Arbeitskreis Archäologie“. Seither treffen sich Interessierte jeweils am ersten Dienstag eines Monats um 19.30 Uhr im „Gartenhaus“ des Heimatvereins in der Kökerstraße.

Im Mittelpunkt steht dabei die Sichtung und Beurteilung von Bodenfinden aus dem Gütersloher Raum, seien es Altfinde oder aktuelle Lese- bzw. Sondendifunde, wobei

letztere auf dem von den Kreisbehörden genehmigten Einsatz eines Metalldetektors zurückgehen. Auf brachliegenden Äckern oder neu erschlossenen Baugebieten lässt sich nämlich - nach Absprache mit den Besitzern - noch eine Vielzahl an Objekten finden, die als Hinterlassenschaften des Menschen für den Archäologen Hinweise zu Leben und Kultur in früheren Zeiten liefern: z.B. Scherben bäuerlicher Keramik aus dem 16./17. Jahrhundert, Fragmente von Glasflaschen oder auch Bruchstücke von weißen Tonpfeifen aus dem 18. Jahrhundert. Findet sich derlei nach dem Pflügen der Felder auf der Oberfläche, so sind die mit der Metallsonde zu entdeckenden Dinge noch im Erdreich verborgen: Mün-



Die Mitglieder des „Arbeitskreises Archäologie“ 2020

Bild:
Johannes W. Glaw

zen, (Uniform-)Knöpfe, Sackplomben aus Blei, Gürtel- und Schuhschnallen, Ringe und Abzeichen verschiedenster Art, aber auch Militaria wie Musketenkugeln oder Patronenhülsen aus Kriegszeiten. Manchmal kommen auch Kuriositäten ans Tageslicht: Gewichte, Besteckteile, Spielzeugfiguren, Wallfahrtsplaketten und vieles andere mehr.

Natürlich stammen die meisten Funde aus einem neuzeitlichen Zusammenhang, datieren also erst in die Zeit nach 1600, aber bisweilen verweisen einzelne Fundstücke auch deutlich weiter in die Geschichte zurück. Dass die Siedlungsgeschichte des Gütersloher Raumes sogar bis in die Jungsteinzeit reicht, belegen Klingen, Schaber und Kernsteine aus nordischem Feuerstein, die immer mal wieder aus dem Acker gepflügt werden. Aber auch die sich anschließenden Perioden der Bronze- und Vorrömischen Eisenzeit sind durch vereinzelte Funde belegt, die für den Finder immer ein „Highlight“ darstel-

len. Dazu gehörten das auf der A 33-Trasse gefundene Fragment eines bronzezeitlichen Dolches (2014), eine früheisenzeitliche Hängebroche vom Typ Babilonie (2019) wie auch ein römischer Schlüssel (2018). Mittelalterlich hingegen waren eine Kreuzemalfibel (eine Brosche mit christlichem Kontext; 2019) oder ein Schreibgriffel aus Bronze (2020), benutzt für das Einritzen von Schriftzeichen in Wachstäfelchen.

Stammen diese Funde zumeist aus individuellen Geländebegehungen, so fanden im Laufe der Jahre aber auch einige gemeinsame Prospektionen der Arbeitsgruppe im Zuge größerer Bauvorhaben statt: 2013 auf der damals neuen Trasse „Holler Straße“ in Isselhorst, 2015 im dortigen Baugebiet „Krullsbachau“, 2015 und 2017 auf der Trasse der Autobahn A 33 in Steinhagen und 2017/18 im Neubaugebiet „Auf dem Stempel“ in Pavenstädt. Die Untersuchungen 2017/18 lieferten dabei eine solche Fülle an Material, dass

dies Anlass für eine Ausstellung im Foyer des nahegelegenen Kreishauses im September 2018 war, in der ausgewählte, teilweise noch dem Spätmittelalter zuzuschreibende Fundstücke gezeigt werden konnten.

Den Höhepunkt der archäologischen Aktivitäten des Arbeitskreises in all den Jahren bildete aber 2016 ein in Verbindung mit der LWL-Archäologie in Bielefeld durchgeführtes, mehrmonatiges Grabungsprojekt am Alten Kirchplatz in Gütersloh. Dort sollte der Kellerbereich des unter Denkmalschutz stehenden Hauses Nr. 11 vertieft werden, wobei schon ein erster Suchschnitt im Bodenaushub Funde aus der Zeit um 1660 lieferte. Die vollflächige Ausgrabung brachte schließlich neben Baumaterialien wie Mörtel- und Schieferresten auch in den Boden gelangte Haushaltsabfälle wie Scherben von bemalten Keramikgefäßen, sog. „Weserware“, Tierknochen sowie einen ins Barock zu datierenden Steckkamm mit abgebrochenen Zähnen zutage.

Aber damit nicht genug, denn aus der untersten (und damit ältesten) Schicht konnten überraschenderweise nicht nur einige Scherben von mittelalterlicher Kugeltopfkeramik geborgen werden, sondern dieses Planum gab auch mehrere „Pfostenlöcher“, also Erdverfärbungen infolge früherer Pfostenbauten frei. Sie gehören zum bis dato ältesten Gebäudebefund in Gütersloh, der spätestens ins 12. Jahrhundert datiert und damit noch älter als die frühesten Fundamentstrukturen der Apostelkirche ist.

Autorenangabe

Johannes W. Glaw M.A. ist nach einem Studium der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie an der Universität Münster seit 2010 Beauftragter für die Bodendenkmalpflege im Rahmen der Stadtarchäologie Gütersloh.



Bei der Sondierung des Fundplatzes „Auf dem Stempel“ in Pavenstädt 2020.

Bild: Johannes W. Glaw



Bei der Ausgrabung im Keller „Alter Kirchplatz 11“, 2016

Bild: Johannes W. Glaw



Grabungsfläche am alten Kirchplatz nach Süden
 Unten: Grabungsfläche mit den runden, eingetlefen Pfostenlöchern
 Bilder: Johannes W. Glaw



Das Stadtmuseum im Coronajahr 2020

SCHLIESSTAGE, KUNSTRASEN UND DIE BILDERSAMMLUNG

von Franz Jungbluth

Alles ließ sich gut an im Januar 2020: Die Sonderausstellung zur Geschichte des Kinderfernsehens wurde von Schulklassen und Kindergärten hervorragend angenommen, der Ausstellungskalender war - trotz der Elternteilzeit des Museumsleiters - gut und abwechslungsreich gefüllt, der „Handwerkstag“, den die Museumspädagogik gemeinsam mit der Anne-Frank-Schule erarbeitet hatte, sollte in die Praxisphase gehen. Die ersten zwei Monate des Jahres erschien eine Bedrohung durch das neue Coronavirus noch weit entfernt und die Änderungen im alltäglichen Leben, an die wir uns seitdem schon fast gewöhnt haben, kaum vorstellbar.

Erst Anfang März, just als der Kunstrasen für die Ausstellung „Betreten erben!“ 111 Jahre Stadtpark“ verlegt war und die ersten Tierpräparate aus dem Naturkundemuseum Paderborn als Leihgabe eintrafen, zeichnete sich ab, dass die Gefährlichkeit der und die erforderlichen Maßnahmen gegen die Krankheit ein deutlich größeres Maß erfordern würden, als

Betreten erben! Die gemeinsam mit dem Förderkreis Stadtpark und Botanischer Garten gestaltete Ausstellung ist nach der neuen Planung noch bis zum 17. Januar 2021 zu sehen.

Bild: Daniela Toman



wir es von Hühner- und Schweinegrippe gewohnt waren. Nach dem ersten Wochenende der Stadtpark-Ausstellung schloss das Museum für beinahe fünf Monate seine Türen!

Coronabedingte Umstrukturierungen

Das Stadtmuseum verfügt über viele, überwiegend eher kleine und nicht immer gut zu belüftende Ausstellungsräume. Der Aufsichts- und Kassendienst an den Öffnungstagen wird fast ausschließlich durch das ehrenamtliche Engagement der Mitglieder des Heimatvereins dargestellt. Beide Faktoren stellten eine größere Herausforderung für die Entwicklung eines sichereren Hygienekonzepts dar, da Museumsteam und Heimatverein die Ehrenamtlichen, die teilweise aufgrund des Alters

oder gesundheitlich zu den bekanntesten Risikogruppen gehören, keinesfalls irgendeiner Gefährdung aussetzen wollten. Daher blieb das Museum bis zum Ende der Sommerferien geschlossen und öffnete danach mit eingeschränkten Öffnungszeiten und einem besonderen Hygienekonzept, das vor allem auf klar abgegrenzte Lauf- und Besuchswege sowie deutlich gekennzeichnete Personenbeschränkungen in allen Ausstellungsbereichen setzte. Dabei ist es zum Glück gelungen, dass bis auf den hinteren Teil der Kupferschmiede und einige Medienstationen keine Ausstellungsräume komplett gesperrt werden mussten!

Die übliche Taktzahl an Sonderausstellungen war unter diesen Umständen natürlich weder leistbar noch sinnvoll - zumal für den Frühsommer zum Thema „Geschichte der Kindheit“ eine große Kooperation mit der Altstadtschule Gütersloh, die ihren Betrieb ebenfalls für zwei Monate einstellen musste, geplant war.



Damit die beiden 2020 bereits fest geplanten und fertig konzipierten Ausstellungen weiter ihr Publikum finden, wurde ihre Laufzeit bis in den Januar 2021 verlängert. Wie sich bei Abfassung des Manuskripts angesichts des nächsten anstehenden „Teil-Lockdowns“ im November zeigt, war dies eine gute Planung. Mit 111 außergewöhnlichen Objekten und Geschichten zum Jubiläum des Stadtparks im Fachwerkhaus und einer künstlerisch-politisch-biografischen Ausstellung über den Komponisten Hans Werner Henze im Backsteinhaus bieten wir so ein Museumsprogramm, an dem alle Altersklassen und viele unterschiedliche Interessen Spaß finden dürften!

Kindergeburtstage und beliebte Aktionstage wie die Druck- und Holzwerkstätten für Groß und Klein mussten für das gesamte Jahr 2020 leider komplett abgesagt werden. Auch Führungen waren nur außerhalb der Öffnungszeiten und in Klein(st)gruppen möglich.



Wegführung und Zugangsbeschränkungen. Ganz ohne Absperrungen ist ein Museumsbesuch im Coronajahr nicht möglich.

Bild: Stadtmuseum Gütersloh

„Kulturi“ und „Kulturella“ im Museumshof. Während die „Schwester“ nun im Mohls Park sitzt, wirt Kulturi dauerhaft für das Stadtmuseum als kinderfreundlichen Lernort.

Bild: Stadtmuseum Gütersloh



Dass diese trotz des höheren finanziellen und organisatorischen Aufwands gerne gebucht wurden, zeigt zum Glück, dass das Museum auch während der langen „Lock-down“-Wochen nicht aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden ist, sondern sich als Kultur- und Lernort weiter großer Beliebtheit erfreut!

Erfolgreicher außerschulischer Lernort

Ende 2019 richtete der Fachbereich Kultur der Stadt Gütersloh zwei Veranstaltungen für kulturinteressierte Lehrkräfte und Kitapersonal im Stadtmuseum aus. Auch bei der ersten Geschichtswerkstatt 2019 arbeiteten Stadt und Museum eng zusammen. Der Erfolg dieser Netzwerkarbeit war wie bereits erwähnt durch Programm-buchungen und Anfragen im ersten Quartal 2020 deutlich spürbar. Daher war es eine große Freude, aber nicht gänzlich überraschend, dass das Stadtmuseum vom städtischen Fachbereich Kultur mit einem „Kulturi“ ausgezeichnet wurde. Ursprünglich als Maskottchen der Stadthalle geplant, weist die von der Künstlerin Karin Wolf erdachte Skulptur seit diesem Jahr den Weg zu qualitätsvollen Erlebnis- und Lernorten für Kinder in Gütersloh, nicht nur für Schulen und Kitas, sondern auch für Familien.

Das museumspädagogische Programm für Schulklassen wurde, wie auch in den Vorjahren, in enger Zusammenarbeit mit Lehrkräften aus Gütersloh weiterentwickelt und mit deren Klassen erprobt. Hier sind besonders die Altstadtsschule und als offizieller Bildungspartner die Anne-

Frank-Gesamtschule zu erwähnen. Das 2019 einmalige erprobte Format eines Projektvormittags „Handwerksgeschichte“, an dem die Schülerinnen und Schüler an vier Stationen im Museum verschiedene Handwerke kennenlernen und kleine Arbeitsschritte selbst ausprobieren können, hätte dieses Jahr eigentlich mit allen 6. Klassen der Partnerschule durchgeführt und anschließend in den regulären Führungsbetrieb übernommen werden sollen. Leider konnte nur ein Termin vor der Zwangspause durchgeführt werden, die Corona für den Museums- und den Schulbetrieb bedeutete. Dennoch - oder gerade deshalb - haben die Anne-Frank-Schule und das Stadtmuseum ihre Bildungspartnerschaft im August 2020 um zwei weitere Jahre verlängert. Im besten Fall können Schule und Museum weiterhin gemeinsam eine Art „Labor“ für neue Formen der museumspädagogischen Zusammenarbeit sein. Aber auch mit der etwas düsteren Perspektive, dass das Kultur- und Bildungsleben noch über einen längeren Zeitraum durch die Pandemie pausieren muss, ist die Zusammenarbeit mit vertrauten Bildungspartnern viel wert, um zu planen, wie Schülerinnen und Schüler den Lernort Museum auch unter eingeschränkten Bedingungen nutzen können - beispielsweise durch digitale Formate oder die Nutzung eines Museumskoffers mit Arbeitsblättern und Material aus dem Museumsfundus.

Neuordnung hinter den Kulissen

Die lange Schließzeit nutzten Heimatverein und Museumsteam, um einige Bereiche hinter den Kulissen neu zu ordnen. Vor allem die ausgelagerten Teile der



Jan Rüter, Schulleiter der Anne-Frank-Schule, und Museumsleiter Dr. Franz Jungbluth unterzeichnen die Kooperationsvereinbarung auf einer historischen Werkbank.

Bild: Anne-Frank-Schule Gütersloh

Sammlung im Museumsdepot wurden gesichtet und sortiert. Unser FSJ-Freiwilliger Timo Güthenke, der auf dem Gebiet der Ausstellungs- und Veranstaltungstechnik nun plötzlich keine Aufgaben mehr hatte, und Haustechniker Volker Höinghaus lösten zahlreiche „Sammelsurien“ auf, die teilweise seit mehreren Jahren in Kartons eingelagert waren und ordneten diese in die bestehende Systematik ein oder schufen neue Ordnungssysteme, beispielsweise für die Plattensammlung. Außerdem wurden in diesem Zusammenhang durch Heimatvereinsvorstand Johannes Glaw und den Museumsleiter erstmals die Sammlungsbestände an Bildern, Gemälden und Zeichnungen zusammengeführt, bewertet und sortiert. Nun sind etwa alle Bilder von Paul Westerfröke, die Heimatverein und Mu-

seum über die letzten Jahrzehnte erworben haben, zusammengefasst und in einem ersten Schritt in teilweise eigens angefertigte Bilderkisten umgelagert, um die für Bilder nicht optimalen Lagerungsbedingungen im bestehenden Depot zu verbessern. Auch stadhistorische Motive und Porträts lassen sich mit der neuen Ordnung schneller finden und für Ausstellungszwecke zusammenstellen. Eine ähnliche Systematik für andere Sammlungsbestände wird Haupt- und Ehrenamtliche auch in den kommenden Jahren beschäftigen - ebenso wie die digitale Verzeichnung von neu erworbenen Sammlungsgegenständen - oder solchen, die vor 30 Jahren noch in der Papierkartei aufgenommen wurden und erst jetzt durch die Sortierarbeiten wieder für das Museum nutzbar werden.

Ein Sammlungsobjekt, das nicht hinter den Kulissen, sondern mitten im Museum steht, wurde während der Schließzeit ebenfalls wieder in Stand gesetzt: Der Handwebstuhl aus der Dauerausstellungseinheit „Industriegeschichte“ war durch längere Phasen ohne Benutzung nicht mehr funktionsfähig. Frau Helma Trunschke, ehemalige Lehrbeauftragte für Textilgestaltung an den Universitäten Münster, Osnabrück und Paderborn, nahm sich seiner an. In der Kürze der Zeit entwirrte sie das alte Fadenwerk und ersetzte gerissene Kettfäden sowie die morsche bzw. falsch eingestellte Verschnürung. Weitere Restaurierungsarbeiten werden noch erfolgen, so dass künftig wieder in der Ausstellung gewebt werden kann. Die Einrichtung eines öffentlichen Vorführibetriebs und die Einbeziehung des Geräts

in die museumspädagogische Arbeit bieten in der Zukunft zusätzliche Möglichkeiten, um den Museumsbetrieb noch lebendiger zu gestalten - in der Hoffnung, dass dieser bald wieder in den gewohnten Bahnen aufgenommen werden kann!

Autorenangabe

.....
Franz Jungbluth, Dr. phil., (*1979), Leiter des Stadtmuseums Gütersloh, Studium und Promotion an der Uni Mannheim, berufliche Stationen am Technoseum Mannheim, in Museum und Park Kalkriese und bei der Körber-Stiftung Hamburg.



Heimat beginnt im eigenen Garten.

FREISEN
Garten- und Landschaftsbau

Brockweg 256 | 33334 Gütersloh | Fon 05241.59100
www.freisengalabau.de



Gemeinsam klotzen,
statt einsam kleckern!

H-TEAM

Jetzt Ausbildung starten!

www.husemann.de/hsteam

Husemann

- ENERGIETECHNIK
- LEIT- UND AUTOMATISIERUNGS-
TECHNIK
- ANTRIEBSTECHNIK
- SERVICE

Einsatz für das H-Team: Hochspannung bei Husemann!

Für unseren Kunden ist es „einer dieser Tage“: Ein Bagger hat bei Bauarbeiten versehentlich das Kabel durchtrennt, das sein gesamtes Werk mit Strom versorgt. Die Produktion steht still, die IT ist heruntergefahren. Nur die Notbeleuchtung, die über Batterien läuft, funktioniert noch.

Ein Fall für das H-Team!

Über unseren 24 Stunden-Service-Notruf wird Husemann alarmiert. Die Einsatzleitung reagiert sofort. Schnell ist ein Montageteam zusammengestellt, das sich mit Ersatzkabel und Verbindungsstücken auf den Weg macht. Der Einsatz hat höchste Priorität, denn die Energie-, Antriebs- und Automatisierungstechnik unserer Kunden muss immer reibungslos und effizient funktionieren!

Vor Ort stellt das H-Team sicher, dass gefahrlos an den elektrischen Anlagen gearbeitet werden kann. Schon bald haben unsere Fachleute gute Nachrichten für den Kunden: Der Schaden ist repariert. Der stillgelegte Betrieb wird wieder hochgefahren, die Produktion kann weitergehen. Der Kunde ist begeistert – und auch das gesamte Husemann-Team freut sich über den erfolgreichen Einsatz: „Solche Notfälle erleben wir nicht jeden Tag. Einen spannenden Arbeitstag dagegen schon!“

Komm jetzt ins H-Team –
als Azubi zum/zur

- **Elektroniker/in**
Fachrichtung Energie- und Gebäudetechnik
- **Elektroniker/in**
Fachrichtung Maschinen und Antriebstechnik
- **Metallbauer/in**
Fachrichtung Konstruktionstechnik
- **Technischen Systemplaner/in**
Fachrichtung Elektronische Systeme
- **Kaufmann/-frau im Groß-
und Außenhandel**

Du möchtest das
H-Team mit voller
Energie unterstützen?

Dann bewirb dich jetzt!

Husemann

Bank in Zusammenarbeit mit

Fritz Husemann GmbH & Co. KG · Gotteslob-Dammstr. 29 · 33334 Götterlich · Tel. + 49 (0) 5243 / 963-01 · E-Mail: info@husemann.de

Mit Unterstützung Ihrer



**Volksbank
Bielefeld-Gütersloh eG**


A photograph of a living room. A sofa is covered with a black and white striped blanket. In front of it is a coffee table with a bowl of fruit and some papers. A large, stylized red 'S' logo is superimposed on the sofa. The text 'Nähe ist einfach!' is overlaid on the bottom left of the image.

Nähe
ist einfach!



sparkasse.de

Wenn man einen Finanzpartner hat, der einen bei finanziellen Wünschen auch mal zu Hause persönlich berät. Wir freuen uns auf das Gespräch mit Ihnen!

 Sparkasse
Gütersloh-Rietberg